Book reviews

Autor(en): **Glaus, Beat / Steinke, Hubert / Prüll, Cay-Rüdiger**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **58 (2001)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gesnerus 58 (2001) 358–392

Book Reviews

Acta Historica Astronomiae. Im Auftrag des Arbeitskreises Astronomiegeschichte in der Astronomischen Gesellschaft hrsg. von Wolfgang R. Dick und Jürgen Hamel. Frankfurt am Main, Verl. Harri Deutsch. ISSN 1422-8521. **Vol. 8: 300 Jahre Astronomie in Berlin und Potsdam**. Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlass des Gründungsjubiläums der Berliner Sternwarte, hrsg. von Wolfgang R. Dick und Klaus Fritze. 2000. 252 S. Ill. DM 32.–. ISBN 3-8171-1622-5.

Das vorliegende Heft der nützlichen Zeitschrift ergänzt das schon 1998 selbständig erschienene Büchlein *Geschichte der Astronomie in Berlin*. Es präsentiert sich als Festschrift und Überblick; dank Hof- und Gelehrtengunst kam Berlin vor dreihundert Jahren zu vier wissenschaftshistorisch wichtigen Errungenschaften: der Akademie der Wissenschaften, einem staatlichen Kalenderpatent – nicht zuletzt als erste Finanzquelle der Akademie! – samt dazugehörigem Akademieastronomen und Sternwarte.

Der sogenannte Verbesserte Kalender der protestantischen Reichsstände von 1699 vollzog, leicht modifiziert, den Anschluss an den Gregorianischen Kalender von 1582. Auf dieser Grundlage erschienen ab 1701 die teils astronomisch, teils populär ausgerichteten Berliner Kalender des Astronomen Gottfried Kirch (1639–1710) und seiner Nachfolger. Als wissenschaftliches Jahrbuch erschienen sie von 1774 bis 1959.

Es folgt die Geschichte der aus Akademie und Sternwarte entsprungenen astronomischen Institutionen, welche sich in der Folge «diversifizierten» und teils verselbständigten. Sie ist auch von politologischem Interesse, entsprechend dem Schicksal Berlins. Hinterliessen doch sämtliche Hoheitsträger ihre Spuren, vom Preussenkönig über Bismarcks Deutsches Reich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich, die «linke» und «rechte» Republik des Kalten Krieges bis zum wiedervereinigten Deutschland! Natürlich kommen dabei auch die hervorragenden Leistungen und ihre Träger nicht zu kurz. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Sternwarte auf den Babelsberg verlegt. Zwei bemerkenswerte Beiträge kümmern sich um Berlins hochqualifizierte kommerzielle Instrumentenbauer. Andere orientieren über Sonnenforschung, Frauengeschichte, geodätisch-astronomische Aspekte und das Weitere: 1874 entstand das Astrophysikalische Observatorium Potsdam auf dem Telegraphenberg. Es war unter anderem die Wirkungsstätte von Karl Schwarzschild (1873–1916). Hier wurde in den 20er Jahren auch Moses Mendelssohns futuristischer Einstein-Turm gebaut, der nicht zuletzt der experimentellen Bestätigung der Relativitätstheorie dienen sollte. 1947 kehrten die meisten Institutionen unter die Oberhoheit der Akademie zurück. Die Akademiereform ab 1967 «fusionierte» sie zum Zentralinstitut für Astrophysik und einem Institut für Kosmosforschung. Die Vereinigung von West- und Ostdeutschland führte zu drastischer Straffung der nun manchmal doppelt vorhandenen Aktivitäten: Über die Hälfte der in der DDR-Astronomie Beschäftigten wurde «abgebaut».

Eine kleine Chronik der Institute und Ereignisse, eine längere Zusammenstellung der Berliner Gedenkstätten für Astronomen, eine 350 Titel umfassende Auswahl-

bibliographie, Kurzcharakteristiken der Autoren und ein Verzeichnis der «im Buch benannten Personen» beschliessen die anregende Lektüre.

Beat Glaus, Zürich

Ammann, Rudolf W.: **Prof. Dr. Alexander von Muralt, 1903–1990. Arzt, Naturforscher und Forschungspolitiker.** Neujahrsblatt auf das Jahr 2001 hrsg. von der Gelehrten Gesellschaft in Zürich ... 164. Stück, als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube, Nr. 222. Bezugsadresse: Buchhandlung Beer AG, St. Peterhofstatt 10, 8022 Zürich (e-mail: buchhandlung@buch-beer.ch). SFr. 30.–. ISBN 3-906262-13-8.

Das 60seitige Büchlein liefert einen Einblick in das Leben eines hochbegabten Forschers, der beachtliche wissenschaftliche Leistungen erbrachte, dem aber – wie er selbst eingestand – der erwünschte grosse Durchbruch nicht gelang. Aus eigener Entscheidung widmete er sich immer mehr dem Aufbau und der Leitung wissenschaftlicher Institutionen und Organisationen, einer Aufgabe, für die er dank seinem organisatorischen Talent, seinen Führungs- und Vermittlerqualitäten und seinem Weitblick hervorragend geeignet war und die ihn zur wohl prägendsten Gestalt der Schweizerischen Forschungspolitik der Nachkriegszeit werden liess. Mit der Übernahme des Berner Lehrstuhls für Physiologie (1935) kümmerte sich Alexander von Muralt um den Aufbau des «Hallerianums» und wurde hier vornehmlich bedeutend als Wissensvermittler und Nachwuchsförderer. Gleichzeitig trat er die Leitung der Hochalpinen Forschungsstation Jungfraujoch an, bald darauf präsidierte er den neugegründeten Stipendienfonds (1942–1946), legte das Gerüst für die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften (1943ff.), leitete die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (1946–1952) und wirkte dann insbesondere als treibende Kraft bei der Gründung und dem Aufbau des Schweizerischen Nationalfonds (1952), seiner wichtigsten und nachhaltigsten Leistung. Rückblickend bemerkte er in seinen aufschlussreichen autobiographischen Aufzeichnungen, dass er sich nach dem Krieg bei der Entscheidung für eine Intensivierung seiner forschungspolitischen Aktivitäten darüber im klaren war, seine «eigenen Pläne und Hoffnungen, auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung noch etwas Erstklassiges zu leisten, ... endgültig begraben» zu müssen. Seinen Entscheid mag er, wie R. Ammann nahelegt, aus einem in seiner traditionsreichen Familie vorgelebten Pflichtgefühl und Dienstverständnis gegenüber der Gesellschaft getroffen haben. Seine andauernde Suche nach einem «nervenregeneratorischen» Wirkstoff von grosser heilpraktischer Bedeutung sowie die nach der Emeritierung erfolgte Rückkehr ins Labor deuten jedoch darauf hin, dass er weiterhin auf wichtige Entdeckungen hoffte. Welches genau das Verhältnis zwischen eigener Forschung und Forschungspolitik war, ob es sich als Spannung oder gegenseitige Befruchtung äusserte, und welches das spezifisch Muraltsche Profil in diesen beiden Bereichen war, darüber kann der Leser höchstens spekulieren. Zu wenig ist er informiert über die Entwicklung von Muralts Forschungstätigkeit, für die er in der Mitte seiner Laufbahn immerhin mit dem angesehenen Benoist-Preis (1946) ausgezeichnet wurde. Zu wenig auch weiss der Leser, inwiefern denn nun von Muralt die Schweizerische Forschungspolitik mitprägte. Seine Wirkung lässt sich wohl erahnen von den Funktionen, die er innehatte, doch hätte man gerne gewusst, mit welchen Inhalten er sie füllte. Ammanns Darstellung ist, wenn auch keine ausgereifte

Biographie, so doch ein facettenreiches, ansprechendes Erinnerungsbild. Sie weckt unser Interesse an einem Mann, über den man gerne noch mehr erfahren würde.

Hubert Steinke, Bern

Bickel, Marcel H.: **Die Entwicklung zur experimentellen Pharmakologie 1790–1850. Wegbereiter von Rudolf Buchheim.** Basel, Schwabe, 2000. 158 S. Ill. (Gesnerus Supplementum, 46). SFr.45.–; DM 54.–. ISBN 3-7965-1422-7.

Diejenigen Forscher, die sich eingehend mit der Geschichte eines medizinischen Spezialgebietes beschäftigen, müssen sich einen Überblick über die wesentlichen Leitgedanken und Hauptströmungen des Gebietes verschaffen. Dies ist oft nicht einfach, da die Informationen aus breit gestreutem Material zusammengesucht werden müssen. In dieser Hinsicht ist das Buch von Bickel zur Geschichte der Pharmakologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu begrüssen. Nach einer kurzen Einleitung, mit der die Zeit bis 1790 abgedeckt wird, wendet sich der Autor zunächst dem ausgehenden 18. Jahrhundert zu. Bickel skizziert anhand einer Beschreibung vor allem der kritischen Stimmen zur zeitgenössischen Arzneimittellehre die Leitgedanken für die spätere Entwicklung der wissenschaftlichen, experimentellen Pharmakologie. Besonderes Gewicht liegt dabei auf der Darstellung der Pariser Schule und der Beschreibung des Wirkens von François Magendie (1783–1855). Dieser ist einer der Pioniere des Fachgebietes, da er die Physiologie und deren experimentelle Methode sowie auch die Chemie auf die Arzneimittelforschung anwandte. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Deutschland, Frankreich, Grossbritannien und Italien schildert Bickel nachfolgend den Weg zur Ausbildung der Grundsätze einer wissenschaftlichen Pharmakologie, die im Wirken von Rudolf Buchheim (1820–1879) ihren Höhepunkt findet.

Bickels Buch ist damit eine gute Einführung in die wesentlichen geistigen Hauptströmungen der Geschichte der Arzneimittellehre bzw. Pharmakologie. Vor allem auch jüngere Medizin- und Wissenschaftshistoriker dürften von der Arbeit profitieren, da Bickel auf knappem Raum auch Informationen zur allgemeinen Medizingeschichte vermittelt. Damit liegt die Stärke des Werkes klar im Bereich der Deskription. Die Schwächen liegen in der unzureichenden analytischen Verarbeitung des Materials. Der Leser hätte sich eine stärkere Diskussion der Leitgedanken der historischen Entwicklung gewünscht, zumal diese durch die manchmal ermüdende Aufzählung von Namen, Buchtiteln und Jahreszahlen nicht immer präsent bleiben. Ebenfalls kommt eine wissenschaftstheoretische Reflexion des Themas in der Einleitung zu kurz. Bickels Buch ist so letztlich eine «Fortschrittsgeschichte», und dies ist auch vom Autor intendiert, obwohl er sich in der Einleitung durchaus kritisch mit einer progressorientierten Medizingeschichtsschreibung auseinandersetzt.

Trotz dieser Schwachpunkte ist Bickels Buch aufgrund des gebotenen Materials jedem thematisch Interessierten und jeder medizin- und wissenschaftshistorischen Bibliothek zur Anschaffung empfohlen. Das Buch ist handlich, hat einen Anhang mit den wichtigsten pharmakologischen Werken des Bearbeitungszeitraumes und ist mit Hilfe eines Literaturverzeichnisses und eines Personenregisters eine gute Grundlage für weitere Forschungen.

Cay-Rüdiger Prüll, Durham (GB)

Boetticher, Dirk von: **«Meine Werke sind lauter Diagnosen.» Über die ärztliche Dimension im Werk Arthur Schnitzlers.** Heidelberg, Winter, 1999. 248 S. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 165). DM 58.–; SFr. 51.–. ISBN 3-8253-0861-8.

Schon sehr früh stand die Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk des studierten Mediziners Arthur Schnitzler (1862–1931) im Zeichen einer Verbindung von ästhetischen und medizinischen Fragestellungen. Dabei führten insbesondere die Nähe zur Wiener Psychoanalyse und die bekannten Aussagen Freuds, wonach Schnitzler in seinen literarischen Texten intuitiv erfasst habe, was er sich mühsam über den Umweg der Wissenschaft habe erarbeiten müssen, dazu, dass die Werke des Wiener Autors oft als Illustrationen zu Freuds Psychoanalyse gelesen wurden. Ein solcher Zugang birgt allerdings eine doppelte Gefahr: Zum einen drohen die wichtigen Differenzen zwischen Schnitzlers und Freuds Auffassungen verwischt zu werden. Zum andern – und das ist für den Literaturwissenschaftler gravierender – droht bei einer «medizinischen» Lektüre immer die spezifisch literarische Qualität von Schnitzlers Texten verlorenzugehen. Vor allem gegen die erste dieser Gefahren wendet sich auch Dirk von Boetticher in seiner Studie über Schnitzler. Darin geht es dem Verfasser um «eine Interpretation der kognitiven und emotiven Dimension des (im weitesten Sinne) literarischen Werkes von Freuds (scheinbarem) ‹Doppelgänger› [...] und deren mögliche medizinischen Implikationen» vor dem Hintergrund von Schnitzlers Selbstverständnis (S. 27). In einem ersten Teil entwirft Boetticher (1.) den biographischen und medizingeschichtlichen Kontext von Schnitzlers Schaffen und thematisiert dann nacheinander (2.) «den Blick auf den Tod», (3.) die Spezifität von Schnitzlers Auffassung von «Diagnose», (4.) die Bedeutung des Spiegels und der Spiegelung in medizinischen und literarischen «Diagnosen», (5.) die Rolle der Sprache in der Arbeit des Diagnostikers und schliesslich (6.) den Zusammenhang von «Diagnose und Katharsis», wobei der letztere Begriff in seiner bis auf Aristoteles zurückgehenden medizinisch-literarischen Doppelbedeutung fruchtbar gemacht wird. Auch in den anderen Teilen seiner Arbeit greift Boetticher oft kenntnisreich auf die langen Vorgeschichten seiner Themen zurück und vermag dadurch zum Teil erhellende Perspektiven zu eröffnen. Neben diesen Rückgriffen und Exkursen kommen allerdings die Texte Schnitzlers zu kurz. Zu oft bleibt es bei blossen Stellenkatalogen zu den einzelnen Themen, ohne dass eine genauere Analyse geboten würde, und auch der ausführlichere Abschnitt zur Erzählung *Sterben* (S. 79–93) beschränkt sich im wesentlichen auf eine Paraphrase. Das mag damit zu tun haben, dass es sich bei Boettichers Arbeit um eine medizinische und nicht um eine literaturwissenschaftliche Dissertation handelt. Um so mehr erhofft man sich deshalb von der wissenschaftsgeschichtlichen Kontextualisierung von Schnitzlers Werk, doch leider beschränkt sich der Verfasser in den entsprechenden Abschnitten vor allem in traditionellem Sinne auf Kurzbiographien «berühmter Männer», während neuere Ansätze der Wissenschaftsgeschichte, wie sie in der Nachfolge von Thomas S. Kuhn und Michel Foucault entwickelt worden sind, nicht (auch nicht kritisch) diskutiert werden.

Peter Schnyder, Zürich

Cantini, Claude, et Pedroletti, Jérôme: **Histoires infirmières. Hôpital de Cery sur Lausanne 1940–1990.** Avec la collaboration de Geneviève Heller. Lausanne, Editions d'en bas, 2000. 143 p. Ill. SFr. 24.–. ISBN 2-8290-0248-2.

Zwei ehemalige Pfleger haben unter Mitarbeit einer Spezialistin für Sozialgeschichte auf Grund der Interviews von 17 pensionierten Psychiatrieschwestern und -pflegern und eigener Erfahrungen einen Bericht über die Pflege zwischen 1920 und 1990 in der waadtländischen Kantonalen Psychiatrischen Universitätsklinik Cery verfasst. Die Interviewten machen 22 Prozent aller Pensionierten aus, die angeschrieben wurden, und sind somit keine repräsentative Auswahl. Ihre Erinnerungen umfassen eine Zeitspanne raschesten Wandels der klinischen Psychiatrie und ihres Berufs. Aus der Anlehre von landwirtschaftlichen Angestellten, die unter fast unvorstellbar harten Bedingungen arbeiteten, wurde ein spezialisierter Lehrgang, der zu einem vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannten Diplom führt.

Die Klinik wurde erneuert und erweitert, und mit der Klinik wandelten sich *die Therapien*. Arbeitstherapie hat die Klinik seit ihren Anfängen begleitet: zu Beginn Arbeit im Haushalt und in der Landwirtschaft – dem Herkommen der meisten Patienten entsprechend; dann Herstellen von Papiersäcken, Nähen, Scharpie zupfen. Im Lauf der 70er Jahre verkürzten sich die Aufenthalte, und es entstand eine eigentliche, auf Rehabilitation ausgerichtete Sozialpsychiatrie.

Bis 1942/43 wurden unruhige Patienten nach den Zeugenaussagen (S. 75) in Deckelbädern in 37–38 Grad warmem Wasser während Stunden fixiert. Bis Mitte der 50er Jahre (S. 77) gab es nach denselben Zeugen die «Warekzellen», in welchen Unruhige «comme des bêtes» nackt in einem neuartigen, waschbaren Material gehalten wurden. Der Warek wurde täglich gereinigt und wöchentlich erneuert. Bis 1940 wurden nach den Zeugen Zwangsjacken verwendet, länger – es wird nicht klar, bis wann – Bettgurten. Die interviewten Pfleger und Schwestern litten unter der Gewalt und Gegengewalt. Von der damaligen therapeutischen Hilflosigkeit der Psychiatrie zeugt ihre Darstellung der angewendeten Behandlungen: In den 20er Jahren die Malariakur für die progressive Paralyse und Morphium-Skopolamin zur Beruhigung der Erregten; von 1929 bis 1974 die gefährlichen Insulin-, in den 40er und 50er Jahren die ebenfalls gefährlichen Schlafkuren; später die Elektrobehandlung. Der Zeitpunkt von deren Anwendung in Narkose wird nicht angegeben.

Die «neuroleptische Revolution» erfährt eine anschauliche Darstellung: die Beruhigung, die Veränderung der Klinikatmosphäre, die unerwarteten Entlassungen, aber auch zu Beginn der Ära die Gefahr der Überdosierung und damit belastender Nebenwirkungen. Seit den 50er Jahren wurde bei Schwerkranken eine spezialisierte Psychotherapie und seit den 70er Jahren die Familientherapie angewendet. Schliesslich entstanden die «Therapeutischen Gemeinschaften». Alle neuen Methoden brachten den Pflegenden neue, interdisziplinäre und aktivere Rollen.

Weitere Kapitel sind der Erinnerung an einzelne Patienten, an die Feste und Spiele, an die Beförderungen und Zurücksetzungen und an die gewerkschaftliche Tätigkeit gewidmet. Das Buch zeichnet infolge des unmittelbaren mündlichen Ausdrucks ein unglaublich lebendiges Bild der «alten Psychiatrie». Wer die 50er Jahre erlebt hat, erkennt vieles wieder: die Überfüllung, die langen Hospitalisierungen, die Tätigkeit in der Landwirtschaft, die Isolierzellen und Bettgurten, die unberechenbare Gewalt, die Angst der Pflegenden, die nie endende Putzarbeit, die Hierarchien. Dann der radikale Wandel, der in der Erinnerung der Pfleger und Schwestern wie im Zeit-

raffer erscheint: die Beruhigung, die sorgfältig gestaltete Umgebung, die neuen Therapien, der Wandel von einer soliden ländlichen-bürgerlichen zu einer multikulturellen, schwerer fassbaren Klientel.

Mehr Sorgfalt hätte die *Datierung* der einzelnen Darstellungen/Episoden verdient: Zum Beispiel weiss man nicht, ob das sehr eindrückliche Kapitel über die Warekzellen (S. 77/78) die 20er oder die 40er Jahre schildert. Zudem fehlt von seiten der Redaktion ein Hinweis darauf, wie *hilflos* die Psychiatrie bis zur Einführung der Neuroleptika und Antidepressiva schwer Erregten und schwer Depressiven gegenüberstand. Als ein Mangel erscheint auch, dass sich einige gravierende Ereignisse ohne weiteres *zeitlich auf bestimmte Direktorate* lokalisieren lassen, dass aber kein Versuch unternommen wurde, dazu andere Quellen zu befragen. Auch das Vermeiden potentieller Verleumdung gehört zur «oral history». Zudem wären die Bedingungen, unter denen das psychiatrische Pflegepersonal in den geschilderten Jahren arbeitete, mit den immateriellen und materiellen Bedingungen ähnlicher Berufe in der Schweiz zu vergleichen. Ohne diesen Hintergrund werden die Bedingungen der damaligen Psychiatrie isoliert und damit dramatisiert. Wenn die Mitautorin, Geneviève Heller, schreibt: «De quelle histoire peut-on témoigner, quand pendant toute sa carrière il n'a été question que de se taire et d'obéir?» und eine monotone tägliche Arbeit – Putzen und Überwachen – habe keine Geschichte (beides S. 17), so zeugt der Band in seiner Farbigkeit und Anschaulichkeit vom genauen Gegenteil.

Cécile Ernst, Zürich

Dorn, Matthias: **Das Problem der Autonomie der Naturwissenschaften bei Galilei**. Stuttgart, Steiner, 2000. 193 S. Ill. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 43; zugl. Diss. Univ. Bayreuth, 1996). DM/SFr. 88.–. ISBN 3-515-07127-X.

Matthias Dorn hat sich mit der Geschichtsschreibung zu Galilei gründlich auseinandergesetzt. Er lokalisiert die geistesgeschichtlichen Aspekte von Galileis Argumenten in einem breit konzipierten Kontext. Verdankenswert ist seine Tendenz zur Kritik an Mythen. Korrekt wird unterschieden zwischen der späteren Unterstellung, Galilei repräsentiere ein vollständig säkularisiertes Denken, und der historischen Einsicht, dass sich Galilei gegen die Scholastik, nicht aber gegen den Glauben wandte. Dabei wird die Fokussierung von Galilei auf «das Buch der Natur» gut herausgearbeitet: Galilei wollte Naturwissenschaft betreiben, nicht Philosophie oder Theologie, und seine Ausflüge in die letzteren Gebiete dienten ihm nur dem besseren Verständnis der ersteren. Gut gelungen ist die quellenkritische Analyse der Registratur von 1616, die bei der Verurteilung im Jahre 1633 eine wichtige Rolle spielte und die sich als manipuliertes Dokument erweist. Interessante Ergebnisse bringt die Untersuchung der Legende um den Ausspruch «eppur si muove».

Von theologiegeschichtlichem Interesse ist Dorns These, dass die Kirche durch das Urteil gegen Galilei selbst einen Strich zwischen Glauben und Naturwissenschaft gezogen, dadurch den Prozess der Säkularisation initiiert und einen fruchtbaren Dialog zwischen Glauben und Wissenschaft verunmöglicht habe. Galilei wollte demgegenüber nach Dorn nicht mehr, aber auch nicht weniger als den Anspruch der Theologie auf einen umfassenden Vorrang (letztinstanzliches Lehrmandat) vor der selbstgesteuerten Wissensfindung durch Wissenschaft zurückweisen.

Obschon als Beiheft einer bekannten Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte publiziert, verfährt der Autor nicht durchgehend historisierend. So setzt er z.B. voraus, es gebe überzeitlich gültige Regeln des richtigen Verständnisses der Naturbeschreibungen in der Bibel, und er dürfe Galilei dafür tadeln, dass er diese nicht befolgt habe. Über die Erkenntnis der Vergangenheit hinaus zielt die Kritik am Evolutionismus als dogmatisches Vorurteil, das die Naturwissenschaft daran hindere, die Welt als «Schöpfung» aufzufassen. Das Buch ist letztlich ein Plädoyer für eine Rückkehr hinter das Urteil von 1633 zurück und damit für die Möglichkeit, Glauben und Naturwissenschaft in Harmonie zu denken, gegen den «aktuellen Zeitgeist».

Christian Simon, Allschwil

Edelstein, Emma J. und Ludwig: **Asclepius. Collection and interpretation of the testimonies.** With a new introduction by Gary B. Ferngren. Baltimore and London, The Johns Hopkins University Press, 1998 (paperback ed.; [hardcover ed. publ. in 1945]). XXXVI, 470 + 277 p. 2 Teile in 1 Band. £ 25.–. ISBN 0-8018-5769-4.

Eine höchst willkommene Neuausgabe! Das 1945 erschienene Werk des Philologenpaares Edelstein bildet auch heute und weiterhin die feste Grundlage unseres Wissens über den griechischen Heilgott Asklepios und bleibt massgebend für das Verständnis seines Kultes. Emma Edelstein stellte mit grösster Akribie alle auffindbaren schriftlichen Zeugnisse zusammen, die sich auf Asklepios beziehen – 861 griechische oder lateinische Textstellen und Inschriften, jeweils begleitet von einer englischen Übersetzung. Ludwig Edelstein schilderte in seinem Kommentar die Entwicklung und Ausformung des Asklepioskultes: Ursprünglich ein sterblicher Heros (und als solcher der mythologische Ahnherr der Ärzte), wurde Asklepios früh zur Gottheit erhoben; in der Spätantike wurde er im ganzen Imperium Romanum verehrt und als eigentlicher Heiland (Sôtêr) Jesus Christus gegenübergestellt.

In der Einleitung zur Neuausgabe gibt Gary B. Ferngren die Biographie der Edelsteins, die 1933 Deutschland verlassen mussten, würdigt ihr Werk, weist aber auch auf die Grenzen ihrer Asklepios-Interpretation hin: Verzicht auf archäologische Zeugnisse wie auf den Vergleich mit anderen Heilkulten, deren es in der Antike viele gab. Für unbewiesen hält er Ludwig Edelsteins Meinung, die Asklepieien hätten in Form von Herbergen für unbemittelte Hilfesuchende die frühesten Hospitäler besessen.

Eine Äusserlichkeit kann einem ein bisschen Sorge machen: Das in der Originalausgabe zweibändige Werk wird jetzt in einem Paperback von 800 Seiten vorgelegt. Dieses dürfte bei eifrigem Gebrauch wohl bald auseinanderfallen. Instituten und Bibliotheken wird daher kaum etwas anderes übrigbleiben, als das Buch auf eigene Kosten binden zu lassen. Das Werk verdient es: Es ist ein Klassiker der Medizin- wie der Religionsgeschichte.

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Faltin, Thomas: **Heil und Heilung. Geschichte der Laienheilkundigen und Struktur antimodernistischer Weltanschauungen in Kaiserreich und Weimarer Republik am Beispiel von Eugen Wenz (1856–1945).** Stuttgart, Steiner, 2000. 458 S., Portr. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 15; zugl. Diss. Univ. Stuttgart, 1996). DM/SFr. 148.–. ISBN 3-515-07390-6.

Heil und Heilung ist der treffende Titel einer neuen Dissertation über den Laienheilkundigen Eugen Wenz in Kaiserreich und Weimarer Republik, denn der Protagonist dieser umfangreichen medizinhistorischen Studie vertrat Heillehre und Heilslehre in einem.

Der Autor Thomas Faltin stellt die Biographie des deutschen Lebensreformers Eugen Wenz (1856–1945) in einen breiten Kontext. Er verbindet Mikro- und Makroebene auf geschickte Art und Weise; Haltung und Aktivitäten von Wenz, seine «Praxis» sozusagen, werden immer wieder vor dem theoretischen Bezugsrahmen (Säkularisierung, Medikalisierung, Professionalisierung) reflektiert. Die Studie ist nach Angaben Faltins der Versuch einer Topographie der Weltanschauungen – okkulter, neureligiöser, politischer und lebensreformerischer Prägung – zwischen 1871 und 1945 und eine grundrisshafte Geschichte der Laienheiler von 1871 bis 1939. Faltin geht dabei von zwei Prämissen aus: Der Säkularisierungsprozess im 19. Jahrhundert habe die Funktionen der Religion weitgehend ausgehöhlt, gleichzeitig aber könne der Mensch ohne metaphysische Sinnstiftung nicht leben. Eugen Wenz ist für den Autor der typische Vertreter jener antimodernen beziehungsweise kulturpessimistischen Geisteshaltung an der Wende zum 20. Jahrhundert auf der Suche nach alternativen Sinnmodellen. Eines dieser Sinnmodelle war für Wenz die Naturheilkunde (alternative Medizin), die wesentlich zur politischen, sozialen und körperlichen Gesundung des Menschen beitragen könne, um schliesslich das ehrgeizige Projekt, die Zurücknahme der Moderne, in einer Gegensäkularisation zu realisieren.

Obwohl der Autor den Wirkungsgrad von Wenz' Schriften und Organisationen radikal als gleich null bewertet, bot sich der umfangreiche Nachlass dieses kleinbürgerlichen Propheten für eine Untersuchung an. Denn seine Schriften, die akribische Dokumentation seines Lebens sind Zeugnis für eine sympathisch durchschnittliche, letztlich aber zum Scheitern verurteilte Existenz eines deutschen Kleinbürgers. Wenz war gemäss Faltin Symptom und zugleich Analytiker einer sich im Umbruch befindenden Zeitepoche.

Iris Blum, Zürich

Flügge, Sibylla: **Hebammen und heilkundige Frauen. Recht und Rechtswirklichkeit im 15. und 16. Jahrhundert.** Frankfurt am Main und Basel, Stroemfeld/Nexus, 1998. 556 S. Ill. (nexus, 23). DM 68.–. ISBN 3-86109-123-2.

Äusserlich betrachtet lädt dieses durchgehend unbebilderte Buch im günstigen, aber doch eher unansehnlichen Paperback-Druck nicht gerade zum Kauf ein. Und wer in der Annahme, es handle sich um eine feministische Geschichtsdarstellung, dennoch einen Blick hinein wagt, wird das dicke Werk vermutlich schnell wieder zurück ins Regal stellen. Nein, hier findet man weder Parolen noch oberflächliche Werturteile. Es handelt sich vielmehr um ein streng wissenschaftliches Opus, mehr noch: von jetzt

an und bis es übertroffen wird um *die* Basislektüre zur Frühphase des neuzeitlichen Hebammenwesens.

Flügges Werk stellt den Übergang vom spätmittelalterlichen zum frühneuzeitlichen Hebammenwesen vor und nach der Kirchenspaltung dar, und zwar anhand einer beachtlich grossen Zahl eingehend analysierter Rechtsdokumente. Die Thematik wird heute allgemein der Sozialgeschichte zugeschlagen – die Autorin jedoch hat Jus studiert und ist heute an der Fachhochschule Frankfurt am Main als Professorin für das Gebiet «Recht der Frau» tätig. Dieser juristische Hintergrund schlägt sich deutlich in ihrem Werk nieder: In präziser Weise analysiert sie die Aussagen jedes einzelnen Dokuments, stellt dessen Entstehung in einen geschichtlichen Rahmen, geht auf die Autorenschaft ein und unterscheidet sorgfältig zwischen theoretischem und praktiziertem Recht. Das breite Inhaltsspektrum reicht von der Entlöhnung der Hebammen, Geburtshilfe in jüdischen Gemeinden, Kaiserschnitt, Festivitäten rund um die Geburt, Taufe, Wochenbettpflege bis zum Kindesmord. Als ein Beispiel sei hier die oft genannte Verdrängung weiblicher Berufe aus der Geburtshilfe und das Eindringen gelehrter Ärzte in diese vorerst von Frauen dominierte Domäne herausgegriffen. Flügge dokumentiert die «ärztliche» Tätigkeit der «geschworenen Frauen», die während des 16. und 17. Jahrhunderts mehr und mehr eingegrenzt und schliesslich auf die wenig angesehene Geburtshilfe und Kinderheilkunde reduziert wurde (v.a. S. 94–100). Einschneidende Veränderungen bringt die Autorin vor allem mit der Reformation in Verbindung, die sie glaubhaft als ein Geschehnis umschreibt, das den Frauen im gesellschaftlichen und familiären Tätigkeitsbereich letztlich nur Einschränkungen brachte (z.B. S. 328–342).

Auch ein hervorragendes Buch darf kritisiert werden: Obschon gut lesbar, ermüdet die beinahe endlose Aufzählung zweifellos bedeutsamer Details. Die Kapitel enden jeweils zwar mit einer Zusammenfassung, doch fehlt ein kapitelübergreifendes Fazit, so dass man am Schluss der Lektüre mit rauchendem Kopf der Informationsflut doch fast etwas ratlos gegenübersteht. Glücklicherweise nahm es die Autorin auf sich, ein sinnvolles Sachregister zu erstellen, das sich an den wesentlichen Inhalten des Werks orientiert und daher dem Leser auch als zusammenfassender Überblick in Stichworten dienen kann.

Was immer man an der Präsentation bemängeln kann: Flügges *Hebammen und heilkundige Frauen* ist ein Muss für jeden, der sich wissenschaftlich mit der Geschichte des frühneuzeitlichen Hebammenwesens beschäftigt.

Iris Ritzmann, Zürich/Stuttgart

Galen. – Boudon, Véronique: **Galien: tome II. Exhortation à l'étude de la médecine. – Art médical.** Texte établi et traduit par Véronique Boudon. Paris, Les Belles Lettres, 2000. 454 p. [griech.-französ.] (Collection des Universités de France). Ffr. 400.–. ISBN 2-251-00483-1; ISSN 0184-7155.

La parution de cet ouvrage est un double événement. Tout d'abord parce qu'il s'agit de la première pierre (bien que portant le numéro de tomaison 11) de l'ambitieux chantier que constitue l'édition des *Œuvres complètes* de Galien dans la «Collection des Universités de France» très attendue comme on l'imagine par l'ensemble des galénistes œuvrant dans le domaine francophone. Il faudra certes, pour compléter

l'ensemble, patienter encore un peu (l'édition des œuvres de Galien dans le Corpus Medicorum Graecorum, à Leipzig et à Berlin, a commencé il y a près de cent ans et n'est pas près de se terminer), rançon sans doute de la complexité du personnage, de l'ampleur et de la richesse de l'œuvre, qu'il nous a léguée: philologie, édition, traduction, interprétation, rien ne va de soi chez Galien. Or, deuxième événement, Véronique Boudon réussit impeccablement l'essai, en dépit de la difficulté de la tâche, et laisse augurer le meilleur pour la suite du projet. Conformément au principe de la collection, le lecteur trouve ici à sa disposition un texte grec établi selon la méthode philologique la plus assurée, une traduction, ainsi qu'un apparat critique substantiel. Les deux textes galéniens réunis posent des problèmes tout à fait différents. Le premier, «Exhortation à l'étude de la médecine», également connu sous le nom générique de «Protreptique», est incomplet. Seule demeure la première partie, qui consiste, comme le veut le genre, en une exhortation à l'étude des arts en général, alors que manque totalement la deuxième, qui de fait justifierait le titre – l'exhortation à choisir, parmi les arts, celui qui est le meilleur, «qui est, à ce que nous disons, la médecine» (c'est justement sur ces mots que s'achève la partie conservée, et nous ne saurons rien de ce que Galien recommandait aux futurs médecins). Or, même incomplet, le traité conserve un très grand intérêt historique, dans la mesure où il constitue une sorte de condensé de la philosophie galénienne en matière d'éducation (y compris une critique très acerbe et savoureuse du séduisant, mais si dangereux métier d'athlète, préoccupation récurrente chez Galien). Autre particularité, ce traité n'existe plus à l'état de manuscrit, du moins en langue grecque, et l'éditeur contemporain s'est vu forcée de se fonder sur l'analyse et la comparaison détaillée des diverses versions imprimées (en s'aidant à l'occasion de la tradition arabe ou hébraïque). Cette histoire éditoriale, minutieusement restituée en une notice très claire, constitue un second intérêt du texte, dans la mesure où elle résume à elle seule tout un pan de l'histoire de la médecine de la Renaissance.

Tout autre est le traité de l'Art médical, reconnu très tôt comme un écrit majeur de Galien, ce qui nous vaut aujourd'hui de pouvoir compter sur pas moins de trente manuscrits, datés du XIIe au XVIe siècle. Une telle abondance fait de cette tradition manuscrite l'une des plus riches de tout le corpus galénien; la tradition indirecte (arabe, syriaque, latine) n'est pas moins dense, et ce foisonnement, qui dit déjà beaucoup sur l'importance majeure du traité dans l'histoire de la médecine dès la fin de l'Antiquité, rend la tâche de l'éditeur singulièrement délicate et longue (d'où peut-être la longue gestation de ce travail, fruit d'une thèse soutenue en 1990 déjà, et à laquelle les spécialistes continueront de devoir se reporter pour embrasser la totalité des manuscrits fondant la présente édition). Ici aussi, V. Boudon excelle dans l'histoire de la transmission du texte, dont la complexité mérite bien le long développement qu'elle lui consacre en introduction au traité. Celui-ci est une sorte de compendium: son auteur a voulu constituer un tableau ramassé de la physiologie et de la pathologie; il s'agit en fait d'un manuel de sémiologies et d'«étiologie» au sens propre, soit une doctrine des signes et des causes. C'est dire l'importance philosophique d'un tel texte, ouvert à de multiples lectures. On peut y discerner en particulier l'importance cruciale de la doctrine des Tempéraments, à laquelle Galien consacrera aussi un traité entier, mais qui ici se trouve pour ainsi dire mise en pratique (comment, par exemple, discerner si la substance du cerveau est subtile ou grossière, fluide ou difficile à façonner, chaude ou froide, de quoi découleront autant de fonctions cérébrales diversifiées). La multiplicité des thèmes et des niveaux reflète bien l'image typique

d'un Galien éclectique et multiple – médecin autant que philosophe et que moralisateur – et fait de l'Art médical un traité destiné, aujourd'hui comme autrefois, à la fois au débutant et à l'expert ès affaires galéniennes. L'intérêt du texte est accentué par la qualité de la traduction, parfaitement limpide, celle des annotations, de la bibliographie, voire (bien que ce ne soit pas le but premier de l'ouvrage) par plusieurs suggestions d'interprétation et commentaires que V. Boudon laisse échapper ci et là, et qui démontrent qu'une érudition bien menée, loin d'être desséchante, nous plonge dans le vif d'une histoire passionnante et riche d'invitations à des recherches futures.

Vincent Barras, Lausanne

Haynal, André: **Un psychanalyste pas comme un autre: la renaissance de Sándor Ferenczi.** Lausanne, Delachaux et Niestlé, 2001. 155 p. (Champs psychanalytiques). Ffr. 149.–; Euro 22.71. ISBN 2-603-01237-1.

Der Verfasser, einer der führenden Schweizer Psychoanalytiker, legt eine Schrift vor, die sich mit einem wichtigen Abschnitt der Geschichte der Psychoanalyse befasst. Sándor Ferenczi, ein Schüler von S. Freud, hat bis heute Spuren in der Diskussion um die analytische Technik hinterlassen. Dass A. Haynal ungarischer Abstammung und überdies polyglott ist, kommt dem ganzen Werk zugute. Die gesamte Literatur zur Geschichte der Beziehungen Freuds zu seinen Schülern beherrscht er meisterhaft. Die Themen wechseln: Einmal geht es um die persönliche Lebensgeschichte Ferenczis und sein Leben in Ungarn, dann um das, was Ferenczi zur Triebtheorie beigetragen hat. Die ziemlich komplizierte Beziehung zwischen Freud und Ferenczi wird anhand von ausführlichen Briefzitaten dargelegt. Schliesslich diskutiert Haynal die heutigen Auffassungen vom «Trauma», ein Thema, das Ferenczi besonders am Herzen lag. Gelegentlich wirft der Verfasser einen Blick auf die heutige Stellung der Psychoanalyse ganz allgemein. Öfters stösst der Leser auf Wiederholungen. So werden zum Beispiel gewisse Aussagen in den verschiedenen Kapiteln wiederholt. Dies erklärt sich, wenn man die letzte Seite der Schrift liest, wo erklärt wird, dass von den 10 Kapiteln 8 bereits anderswo publiziert worden sind. Es handelt sich also um eine Synthese verschiedener Arbeiten von A. Haynal. Sie sind zwischen einer historischen Betrachtung und der Auseinandersetzung mit modernen Problemen der Psychoanalyse angesiedelt. Der Wert des Buches besteht vor allem in der stupenden Kenntnis des Werkes von S. Ferenczi, aber auch von S. Freud.

Christian Müller, Bern

Heinecke, Berthold: **Wissenschaft und Mystik bei J. B. van Helmont (1579–1644).** Bern etc., Lang, 1996. 206 S. (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 20). SFr. 47.–. ISBN 3-906753-92-1.

Van Helmonts Stellung in der Wissenschaftsgeschichte und insbesondere in bezug auf die Chemie und iatrochemische Physiologie ist bereits hinlänglich untersucht worden. Der Autor wendet sich nun einem besonderen Aspekt zu, der in der Wissenschaftsauffassung des 17. Jahrhunderts eine eminente Rolle gespielt hatte, nämlich

der Verquickung des Bestrebens nach exakt-wissenschaftlicher Wissensfindung mit theologisch-philosophischen Vorstellungen. Van Helmont wird hier gezeichnet als Skeptiker der antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Autoritäten, der statt dessen die Bibel und sein eigenes visionär-mystisch-intuitives Schauen als höhere Erkenntnisform heranzog, während die experimentell-empirische Erfahrung ihm lediglich dazu diente, sein Gebäude der Naturphilosophie weiter zu untermauern. Van Helmont erscheint dadurch als wichtiger Überlieferer und Interpret der paracelsischen Philosophie und Medizin, nicht nur auf naturwissenschaftlichem Gebiet, sondern vor allem auch im weltanschaulichen Bereich. Nach einleitenden Bemerkungen zu Leben und Werk van Helmonts gibt der Autor einen Überblick über die Methodendiskussion in der Frühen Neuzeit, leitet über zur Rolle der Mystik und Naturphilosophie und Erkenntnistheorie, um schliesslich die sinnliche und experimentelle Erkenntnis bei van Helmont zu beleuchten. Die Studie ist sorgfältig recherchiert und dokumentiert und ist für die Van-Helmont-Forschung von Bedeutung.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Herbarium habitum in Horto Medico Sapientiae Romanae, Anno Iubilei 1700, ab Erasmo Abundantia Verulano. A cura di Luciana Rita Angeletti. Roma, Antonio Delfino Editore, 2000. 2 Bände (Herbarium und Kommentar). ISBN 88-7287-211-1.

Das reichhaltig illustrierte Herbarium, das hier rezensiert wird und 1700 anlässlich des Jubiläums veröffentlicht wurde, wird in der Bibliothek des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Rom seit der Zeit, in der Adalberto Pazzini Direktor war, aufbewahrt. Es ist wieder hervorgeholt, in jeder Hinsicht restauriert, erforscht und nach dreihundert Jahren im Laufe des jüngsten Jubiläums wieder veröffentlicht worden, dank der Hilfe von Luciana Rita Angeletti, ordentlicher Professorin für Geschichte der Medizin an der Universität Rom «La Sapienza», in der lobenswerten Mühe von tüchtigen Mitarbeitern unterstützt.

Der Autor ist Erasmus Abundantia Verulanus, medicus-physicus und wahrscheinlich Schüler von Giovanni Battista Triumfetti, vom Rektor Caccia zur Leitung des Hortus Medicus an den Hängen des Hügels Gianicolo berufen, dem er das Herbarium als Geschenk für die vom Lehrer anlässlich des Jubiläums vollendete Neuanordnung des Hortus widmet.

Im Werke von Abundantia werden die Pflanzen, grösstenteils der Flora des Mittelmeerraums angehörig, in alphabetischer Reihenfolge dargestellt. Ein begrenztes Kontingent davon, ein Drittel etwa, gehört zu den Arzneipflanzen. In seiner Gesamtheit ist das Herbarium von grossem Wert und zu Recht wird erkannt, dass es sich der Modernität öffnet: Es ist nicht mehr und nur essentiell pharmazeutisch, sondern es erscheinen bereits in manchem ausdruckvollen Beispiel Begriffe und Terminologie, die später von Linnaeus verwendet werden. So wird darin der Begriff Gattung für ein und dieselbe Naturgruppe zum ersten Male verwendet.

Dem Herbarium ist auf 64 Seiten eine Sammlung von Beiträgen im selben Format des Werkes beigelegt. Sie enthält eine wertvolle und ausführliche Interpretation des Herbariums: eine botanisch-pharmazeutische Analyse der Inhalte; eine eingehende Beschreibung der Protagonisten; eine botanische Überprüfung der exsiccata mit einer auf den neuesten Stand gebrachten Nomenklatur, mit kritischen Betrachtungen

und mit der Schaffung von botanischen Kurzbeschreibungen; schliesslich Hinweise zum Aufbau des Herbariums und Berichte über die erfolgte Arbeit zur Erhaltung und Erneuerung des Werkes. Jedes Kapitel der Interpretation wird von einer ausführlichen und wertvollen Bibliographie bereichert.

Die Verwirklichung dieses elegant neu aufgelegten und in einem Schutzkarton enthaltenen Werkes, es sei hier erlaubt zu behaupten, macht der Sektion für Geschichte der Medizin von der Abteilung für Experimentelle Medizin und Pathologie der Universität Rom «La Sapienza» und ihrem Leiter alle Ehre.

Loris Premuda, Padova (I)

Hulin, Nicole (dir.): **Physique et «humanités scientifiques». Autour de la réforme de l'enseignement de 1902.** Etudes et documents. Villeneuve d'Ascq, Presses universitaires du Septentrion, 2000. 339 p. (Coll. Histoire des Sciences). FFr. 170.–; Euro 25.92. ISBN 2-85939-624-1.

Mit der Reform der Mittelschule von 1902 erhielten Naturwissenschaft und moderne Sprachen in Frankreich auf dem Weg zur Hochschulreife denselben Stellenwert wie das Studium der klassischen Sprachen. Grundgedanke war die Vorstellung einer humanistischen Ausbildung, angereichert um Denkweisen und Methoden der Physik. Bereits 1891 hatte der Chemiker und Politiker *Marcelin Berthelot* (1827–1907) unter dem Schlagwort «humanités scientifiques» die Naturwissenschaften als kulturelle Aufgabe bezeichnet und als Bildungswert eingefordert. Unter *Louis Liard* (1846–1917), Vize-Rektor der Akademie von Paris, resultierte 1902 ein Lehrplan, der über eine Vielfalt an Möglichkeiten (Latein – Griechisch, Latein – Moderne Sprachen, Latein – Naturwissenschaften oder Moderne Sprachen – Naturwissenschaften) zu einem einheitlichen «baccalauréat» führen sollte und bis etwa 1970 massgebend blieb. Übrigens betraf er lediglich die männliche Jugend, jener für die weibliche von 1880 wurde 1924 angeglichen.

Weshalb hatten die Naturwissenschaften bei dieser Reform eine Vorreiterrolle? Für den Unterricht erwartete man insbesondere von der Physik die Vermittlung von positiver Wahrheit (Auguste Comte) und betonte die Methode des induktiven Denkens. Gymnasiasten sollten nicht gleich zu Physikern ausgebildet werden, wohl aber geschult im Beobachten und Beweisen, im Finden eines Gesetzes bzw. Verifizieren einer Hypothese. Wissenschaft war nicht bloss als gegeben zu dozieren, die Reformer wollten vielmehr, dass die Schüler das Entstehen eines Naturgesetzes auf Basis von Erfahrung nachvollziehen können. Mittel dazu war das Experiment, also führte man Schülerübungen ein, wozu es das «Physikzimmer» mit den notwendigen Geräten brauchte. So sollte die Neugierde angespornt werden, um auf ein aktives Leben in der modernen Welt mit ihren spektakulären Neuerungen vorzubereiten. Als Quelle dieser Zusammenhänge hat *Nicole Hulin* (Université Paris et Centre Koyré) namhafte Originaldokumente ausgewählt und reproduziert, gegliedert in offizielle Texte, Kommentare und Vorträge an die Unterrichtenden. Vorangestellt hat sie sechs aktuelle Studien von Wissenschaftshistorikern zu Einzelfragen wie Stand der damaligen Physik, Konzeption des Physikunterrichts und der Schülerübungen oder die Bedeutung der Elektrizität für Unterrichtsstoff und Textbücher.

Das Buch entstammt den Forschungen der Herausgeberin zum Physikunterricht seit 1800, wie er sich aus den Anforderungen der Universitäten und «Grandes écoles» entwickelte. Es leistet einen Beitrag zur französischen Geschichte von Schule und Erziehung – ein Thema, das in der Schweiz nur punktuell ausgearbeitet ist (vgl. Hans-Ulrich Grunder, 1997). Die Reform selbst ist im deutschen Sprachraum vergleichbar mit den Beschlüssen von Meran aus dem Jahre 1905 (vgl. Rainer Hirschi, 1987) und war getrieben vom Willen zur Verständigung zwischen jenen Gegensätzen von «lettres» und «sciences», die später allerdings unter dem Titel «Die zwei Kulturen» beklagt werden sollten (Charles P. Snow, 1959). Die Reformer empfahlen unter anderem, bereits im Elementarunterricht auf die Geschichte der Wissenschaft hinzuweisen – «pour une raison d'éducation générale de l'esprit», wie es hiess.

Bruno Meyer, Zug

Humboldt, Alexander von. – Fiedler, Horst; Leitner, Ulrike: **Alexander von Humboldts Schriften. Bibliographie der selbständig erschienenen Werke.** Berlin, Akademie-Verl., 2000. 499 S. (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung; Schriftenreihe, 20). DM 228.–. ISBN 3-05-002792-4; ISSN 0232-1556.

Der seinerzeit international hervorragende, universal gebildete Gelehrte muss hier kaum eigens vorgestellt werden! Nun mag erstaunen, dass noch immer keine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke existiert. Dies wird verständlich, wenn man sich den von ihm hinterlassenen, teils oft übersetzten und variierten Schriftendschungel vergegenwärtigt. Vorliegendes Verzeichnis will dem steuern, wenigstens bezüglich der selbständigen Drucke (Bücher, Broschüren – ohne Zeitschriftenaufsätze und Separata). Das Pendant: eine Bibliographie der unselbständigen Schriften bleibt Desiderat, die allumfassende Werkausgabe (noch?) nicht in Sicht. – Die bibliographische Aufbereitung der Humboldtiana ist ein altes deutsches Anliegen. Horst Fiedler nahm sie in den 1980er Jahren in Angriff, getragen durch die entsprechende DDR-Forschungsstelle der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Glücklich überstand das Unternehmen die Wende und konnte so nach Fiedlers Tod (1990) von Frau Leitner weitergeführt werden. Ihre Bibliographie ist im wesentlichen chronologisch aufgebaut. Sie setzt mit den fünf selbständigen *Schriften vor der Amerikareise* (bis 1799) ein: über *Basalte am Rhein,* der *Flora Fribergensis,* den *Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser,* den *Unterirdischen Gasarten* sowie der *Chemischen Zerlegung des Luftkreises.* Einen ersten Schwerpunkt bilden die mehrfach aufgelegten und übersetzten *Ansichten der Natur* von 1808. Im Mittelpunkt stehen natürlich, mit über 250 Seiten auch umfangmässig, die umfassenden Auswertungen der zwischen 1799 und 1804 ausgeführten Amerikareise unter dem Titel *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent.* Sie wurden teilweise von anderen Fachleuten redigiert. Die gut dreissig Bände erschienen, grösstenteils in Folio, von 1805 bis 1834. Davon sind neunzehn allein der Botanik gewidmet! Es schliessen sich *Schriften ausserhalb des Reisewerkes* an, darunter Ergebnisse der *Russlandreise* von 1829 und ein Sammelband *Kleinerer Schriften*. Das krönende Ende bildet der populäre *Kosmos:* Humboldts «toller Einfall», die ganze materielle Welt «von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen» in einem Buche zusammenzufassen. Jedes Werk wird einleitend kurz vorgestellt, erst historisch, dann mit seiner Titelauf-

nahme samt Impressum, Seiten-, Grössen- und Illustrationsangaben sowie Exemplar-Belegen. Dann folgt die eigentliche bibliographische Beschreibung: der genauen Format- und Umfangdaten, Titeleien, des Inhalts anhand der entsprechenden Abschnitte und Seitenzahlen, der (gerade beim Hauptwerk leicht chaotischen) Erscheinungsweisen samt Preisen; Angaben über publizierte Kommentare bilden den Beschluss. Ein nützlicher Anhang rundet das Werk ab: Listen der genauen Erscheinungsdaten, sämtlicher Titel, von Abkürzungen, Fundorten, der Quellen und Literatur sowie der mit Humboldts Werk befassten Personen. Autorin und Verlag verdienen für ihren soliden Beitrag zur Editionsgeschichte von Humboldts Werk Beifall und Dank!

Beat Glaus, Zürich

Jahrbuch für Universitätsgeschichte Band 3 (2000): Zwischen Wissens- und Verwaltungsökonomie. Zur Geschichte des Berliner Charité-Krankenhauses im 19. Jahrhundert. Hrsg.: Rüdiger vom Bruch. Gastherausgeber: Eric J. Engstrom und Volker Hess. Stuttgart, Steiner, 2000. 268 S. Tab. DM/SFr. 78.–. ISSN 1435-1358.

Der Hauptteil des vorliegenden Bandes ist einem Thema zur Geschichte der Berliner Charité im 19. Jahrhundert gewidmet. Er besteht aus Beiträgen eines Symposiums, das im Juni 1999 in Berlin unter dem Motto «Die Bemächtigung des Krankenhauses durch die Universität» stattgefunden hat. Den etwas plakativen Begriff der Bemächtigung – die Charité als Armenkrankenhaus mit späterer universitärer Karriere war seit ihrer staatlichen Gründung auf verschiedene Weise längst «bemächtigt» – haben die Organisatoren der verdienstvollen Tagung dann in der Druckfassung einsichtsvoll vermieden und die Abhandlungen unter das Sammelthema «Zwischen Wissens- und Verwaltungsökonomie» gestellt.

Wie aber die Ironie der Geschichte so manchen etwas windigen Modebegriff in unbotmässiger Parallele denkbar machen kann, hat das Beispiel Charité im jüngst vergangenen Jahrzehnt gezeigt. Zunächst von obrigkeitlichen Schliessungsabsichten bedroht, dann aber doch als Hochschulklinikum erhalten, wenn auch wider Willen fusioniert, hat sie eine ganz andersgeartete, und zwar direktere «Bemächtigung» neuen Stils erlebt.

Die vorgestellten medizinhistorischen Beiträge sollten vor allem Konflikte zwischen der Wahrnehmung tradierter sozialer Funktionen der Charité und den Versuchen einer «universitären Bemächtigung», gemeint ist die Etablierung von Forschung und akademischer Ausbildung, thematisiert werden. So kamen u.a. Einflüsse auf die innere Struktur des Krankenhauses durch den Wandel der Bildungsansprüche des Arztes (Th. Broman) und als Berliner Besonderheit die Verquickung von militärärztlicher und ziviler medizinischer Ausbildung (A. M. Tuchman) zur Darstellung. Beiträge zur Verwaltungsgeschichte (E. Hilf, V. Hess) und zur ambivalenten Funktion der Pathologie als akademischen Fachs und Krankenhausdienstleistung (C.-R. Prüll) liefern weitere Mosaiksteine dazu. Eine besonders aufschlussreiche sozialgeschichtliche Facette förderte eine Studie über die Ernährung der Charité-Patienten im Zeitraum 1800–1914 zutage (U. Thoms). Analysen zur psychiatrischen Praxis, Krankenbetreuung und Forschung (K. Sammet, E. J. Engstrom), zu frühen orthopädischen (poliklinischen) Behandlungsformen (E. Brinkschulte) sowie ein Anhang mit Instruktionen, Reglements und vergleichenden Krankenhausstatistiken beschliessen

den Charité-geschichtlichen Teil des Bandes. Den Autoren und Herausgebern ist dafür zu danken, dass sie mit diesen nun veröffentlichten Materialien einige wichtige Aspekte zur Sozial- und Verwaltungsgeschichte der Berliner Charité ausgeleuchtet haben. Es liegt somit ein weiterer Baustein für eine umfassende Geschichte dieses legendären Krankenhauses vor, das in zehn Jahren (zumindest als Bauwerk) sein drittes Zentenarium begehen wird.

Unter der Rubrik Miszellen enthält das Jahrbuch zwei weitere interessante hochschulgeschichtliche Arbeiten. Zum einen hat Anna-Maria Gräfin von Lösch unter dem Titel «Verlierer und Versager» zur Situation der Berliner Juristischen Fakultät um 1933 ein entlarvendes Bild von Opportunismus, Feigheit und Schicksalsergebenheit in der Anfangszeit des nationalsozialistischen Regimes gezeichnet. Zum anderen breitet Andreas Eckert zum Thema «Universitäten, Nationalismus und koloniale Herrschaft» eine Reihe von Details zur Vor- und Frühgeschichte der Hochschulen in Afrika zwischen 1860 und 1960 aus, die die Ambivalenz und die kolonialistisch gefärbten Intentionen der Hochschulpolitik der «Mutterländer» in afrikanischen Ländern deutlich werden lässt.

Wenn sich auch die Rezension von Rezensionen im allgemeinen verbietet, so soll schliesslich doch noch auf die beiden materialreichen Zusammenstellungen der neueren Literatur zur Universitätsgeschichte Westeuropas und Russlands hingewiesen werden.

Peter Schneck, Berlin (D)

Keil, Inge: **Augustanus Opticus. Johann Wiesel (1583–1662) und 200 Jahre optisches Handwerk in Augsburg.** Berlin, Akademie-Verl., 2000. 550 S. Ill. (Colloquia Augustana, 12). DM 98.–. ISBN 3-05-003444-0.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dass Grundlagenforschung heute nur noch mit enormen Mitteln und von grösseren Arbeitsgruppen geleistet werden kann. Der kürzlich erschienene Band über Johann Wiesel (1583–1662), den «Augustanus Opticus», und die 200jährige Geschichte seiner Zunft beweisen dies auf eindrucksvolle Weise. Inge Keil, gelernte Mathematikerin und Privatgelehrte im besten Sinne des Wortes, hat nach mehreren Jahren unablässigen Recherchierens ein grossartiges Werk vorgelegt, dessen Ergebnisse die wissenschafts- und Technikgeschichte ebenso betreffen wie die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Johann Wiesel kam 1620 aus der Pfalz nach Augsburg, eröffnete zwei Jahre später eine optische Werkstatt, benutzte seit 1625 das Schraubengewinde zum Justieren seiner Instrumente und führte den Gebrauch der Feldlinse zur Vergrösserung des Gesichtsfeldes ein. Er verkaufte die Geräte an die Schatzkammern fürstlicher Residenzen und knüpfte geschäftliche Beziehungen nach Paris, Rom, Leiden und London. Sein Schwiegersohn Daniel Depiere (1615–1682) übernahm den Familienbetrieb; der aus Hamburg gebürtige Cosmus Conrad Cuno (1652–1745) heiratete 1686 Depieres Witwe und stellte neuartige einfache Mikroskope her, für die er in illustrierten Schriften wirkungsvoll zu werben verstand. Mit Georg Friedrich Brander (1713–1783), der begehrte Präzisionsgeräte und feine Glasmikrometer anfertigte sowie den ersten mikroskopischen Zeichenapparat entwickelte, ging die grosse Zeit der optischen Industrie in Augsburg ihrem Ende entgegen.

Noch vor Erscheinen des Buches hat Inge Keil das von ihr ausgewertete Quellenmaterial in einer Ausstellung im Biohistoricum Neuburg (8. August bis 31. Oktober 1999) gezeigt, zu der auch zahlreiche Originalinstrumente aus öffentlichem Besitz ausgeliehen werden konnten.

Armin Geus, Marburg/Lahn (D)

Laugwitz, Detlef. **Bernhard Riemann 1826–1866. Turning points in the conception of mathematics.** Transl. by Abe Shenitzer. Boston etc., Birkhäuser, 1999. XVI, 357 S. Ill., Portr. SFr. 148.–; DM 178.–. ISBN 0-8176-4040-1.

Die 1996 auf Deutsch erschienene Monographie liegt somit auch in englischer Übersetzung vor. Der Autor schildert zunächst den Werdegang Riemanns und stellt die zeitgenössischen mathematischen Konzepte und insbesondere diejenigen der Analysis dar, wie sie sich vor den Errungenschaften Riemanns präsentierten. Bereits in seiner Dissertation von 1851 versuchte Riemann, eine einheitliche Theorie der analytischen Funktionen zu geben. Weiter legte Riemann in seiner Habilitationsrede von 1854 die Grundlagen, die später zu einer neuen Sicht der, und später nach ihm benannten, analytisch orientierten Geometrie führten, wobei er die enge Verwandtschaft von Geometrie, Physik und Philosophie betonte. Es gelingt dem Autor überzeugend, die vielfältigen Vernetzungen und Implikationen von Riemanns Leben und Forschungsarbeit aufzuzeigen. Vom Leser wird eine gewisse Vertrautheit mit den elementaren Grundlagen der Analysis erwartet.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Leuchtweis-Gerlach, Brigitte: **Das Waldkrankenhaus Köppern (1901–1945). Die Geschichte einer psychiatrischen Klinik.** Frankfurt am Main, Mabuse-Verl., 2001. 417 S. Ill. (Mabuse Wissenschaft, 40; zugl. Diss. Frankfurt am Main, 2001). DM 58.–. ISBN 3-933050-57-X.

Wiederum ein Werk, das sich nicht nur mit der Geschichte eines Psychiatriespitals auseinandersetzt, sondern auch mit den konkreten Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Psychiatrie. Beinahe beginnt der Rezensent zu seufzen ob dem nicht abreissenden Strom von Publikationen zu diesem Thema. Immerhin, das mit vielen Photographien und Tabellen gut ausgestattete Buch, das aus einer Doktorarbeit entstanden ist, bietet den wohltuenden Vorteil, dass auf die gesamte Entwicklung der Psychiatrie im letzten Jahrhundert fachkundig eingegangen wird. Die Autorin grenzt sich in überzeugender Weise von den Foucaultschen Thesen ab, wonach ordnungspolitische Motive zur Gründung von Irrenanstalten geführt hätten. Gerade anhand der interessanten Biographie von Sioli, einem der Direktoren des Waldkrankenhauses, kann sie zeigen, dass das philanthropische Denken eine wichtige Rolle gespielt hat. Dem Auf und Ab der Bettenbelegung, der Patientenauswahl und der Personalpolitik wird sehr detailliert nachgegangen. Die Dürftigkeit der therapeutischen Mittel wird genau belegt. Dafür, dass in Köppern im Rahmen der Vernichtung von Geisteskranken gemordet worden wäre, gibt es keine Anhaltspunkte.

Vermutlich wurde das Buch in verschiedenen Zyklen geschrieben. So wirkt es nicht wie aus einem Guss; gelegentlich stösst der Leser auf ermüdende Wiederholungen.

Imponierend ist die sehr umfangreiche und planmässig durchgeführte Quellensuche in den verschiedenen Archiven der Stadt Frankfurt, aber auch in Bundesarchiven. Das Literaturverzeichnis ist anerkennenswert reichhaltig.

Christian Müller, Bern

Lind, Vera: **Selbstmord in der Frühen Neuzeit. Diskurs, Lebenswelt und kultureller Wandel am Beispiel der Herzogtümer Schleswig und Holstein.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1999. 518 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 146). DM 108.–. ISBN 3-525-35461-4.

In ihrer Dissertation untersucht Vera Lind die Geschichte des Selbstmordes in der Frühen Neuzeit am Beispiel der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Einerseits schliesst sie sich hiermit an eine traditionelle Forschung an, andererseits folgt sie neueren historischen Zugängen der historisch-anthropologisch ausgerichteten Kulturgeschichte. Seit Emil Durkheims 1897 erschienener Studie über den Selbstmord als gesellschaftliches Problem etablierte sich die Selbstmordrate als ein sozialer Massstab für den Grad der Gesundheit einer bestimmten Gesellschaft. Auch die modernere historische Forschung hat das Thema des Selbstmordes (wieder) entdeckt. Für die Frühe Neuzeit haben vor allem MacDonald und Murphy anhand umfangreicher Quellenbestände zum Suizid im frühneuzeitlichen England gearbeitet. Lind macht sich nun daran, die Forschungslücke einer frühneuzeitlichen Selbstmordstudie, welche den Einstellungswandel in Theorie und Praxis untersucht, für den deutschen Raum zu schliessen.

Mit der Entwicklung des Christentums veränderte sich die Einstellung zu Selbstmord radikal, denn die eigenmächtige Bestimmung des Todeszeitpunktes galt als ungerechtfertigter Eingriff in die Macht Gottes und als Todsünde. Dem Selbstmörder wurde ein christliches Begräbnis verweigert. In der Frühen Neuzeit wurde die kirchenrechtliche Verurteilung auch in weltliches Recht übernommen und Selbstmord wurde kriminalisiert. Erst das Zeitalter der Aufklärung brachte den Umbruch, es wurde in Anknüpfung an Argumentationen antiker Philosophen für die Straflosigkeit des Selbstmordes plädiert. Der erste Teil der Arbeit analysiert die Entwicklung der interdisziplinären deutschen Debatte über Selbstmord während der Aufklärung, an der sich vor allem Juristen, Theologen, Mediziner und Philosophen beteiligten.

Der zweite Teil des Buches spiegelt den theoretischen Diskurs an der «historischen Realität» der Herzogtümer Schleswig und Holstein und fragt nach dem Deckungsgrad der beiden Ebenen. Neben der Dynamik des konkreten Veränderungsprozesses steht die gesellschaftliche und individuelle Wahrnehmung und Interpretation von Selbstmord in diesem zweiten Teil im Vordergrund: Wie gingen Menschen der Frühen Neuzeit mit einer Handlung wie dem Selbstmord um, welche Bedeutung gaben sie der Tat. Die Quellengrundlage für den zweiten Teil dieser Studie bilden Kriminalakten von Schleswig und Holstein, in denen 300 selbstzerstörerische Taten aus dem Zeitraum von 1600 bis 1820 protokolliert sind.

Linds Untersuchung zeigt, dass der Einstellungswandel auf der Makroebene nicht deckungsgleich mit dem auf der Mikroebene erfolgte. Als im letzten Drittel des

18. Jahrhunderts der deutsche aufklärerische Diskurs über den Selbstmord erst begann, war der Entkriminalisierungsprozess auf lokaler Ebene schon weit fortgeschritten. Lind betont in ihrer Studie die bisher eher vernachlässigten geschlechtsspezifischen Unterschiede in bezug auf selbstmörderisches Verhalten und zeigt auf, dass Frauen und Männer ihren Tod auf unterschiedliche Art und Weise inszenierten.

Die Verwebung der Makro- und Mikroebene, der Körpergeschichte, der Gender Studies und der Diskursanalyse macht aus diesem Buch eine dichte Studie zum frühneuzeitlichen Selbstmord, welche die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit des Themas deutlich werden lässt.

Aline Steinbrecher, Zürich

López Piñero, José Mª: **El Códice de Jaume Honorat Pomar (c. 1550–1606): Plantas y animales del viejo mundo y de América.** Valencia, Ajuntament de Valencia, 2000. 89, 425 p. (Científicos Valencianos). ISBN 84-95171-80-5. Faksimile-Edition.

Es hat dem Rezensenten selten eine so grosse Freude gemacht, eine Besprechung zu übernehmen, wie diejenige dieses grossformatigen Faksimilebandes (33,5 × 25 cm), dessen Original in der Biblioteca Universitaria de Valencia aufbewahrt wird. Sicher werde ich das handwerklich hervorragend herausgebrachte Werk immer wieder bestaunen und durchblättern. Der Illustrationsteil besteht aus 234 Blättern mit Aquarellen von Pflanzen und Tieren aus der Alten und der Neuen Welt, die von einem unbekannten Künstler in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfertigt und im 17. Jahrhundert beschriftet wurden, zum grössten Teil auf Lateinisch, aber auch auf Spanisch, Valenzianisch, Italienisch, Nahuatl und in anderen indoamerikanischen Sprachen. Die handwerkliche Fertigung ist so sorgfältig, dass sich am oberen Rand des hinteren Einbanddeckels sogar eine handschriftliche Notiz von unbekannter Hand reproduziert findet, dass Philipp II. den Codex seinem Leibarzt und Botaniker an der Universitat Valencia Dr. Honorato Pomar geschenkt habe, von dessen Witwe der unbekannte damalige Käufer den Band für 50 Pfund erworben habe, obwohl der Wert der Illustrationen auf das Doppelte geschätzt worden sei.

Wie aus der Einleitung von José María López Piñero hervorgeht, kommt als Autor der Aquarelle der Maler Jacopo Ligozzi (1547–1626) oder ein anderer Künstler aus der grossen Gruppe von Florentinern in Frage, die um 1580 nach El Escorial kamen, um dort Fresken und Gemälde in Klöstern, Kirchen und Bibliotheken zu schaffen. Man geht davon aus, dass die Bilder nach der Natur in den Gärten und in der zoologischen Sammlung von Aranjuez gemalt wurden, während die Wiedergaben von Pflanzen und Tieren der Expedition von Francisco Hernandez wahrscheinlich aus den im Escorial aufbewahrten wissenschaftlichen Dokumenten und Tagebüchern kopiert wurden. Diese Bilder unterscheiden sich nämlich stilistisch von den Ligozzi zugeschriebenen Werken deutlich und sind eher dem Stil indoamerikanischer Künstler verwandt. Hernandez hatte von 1571 bis 1577 im Auftrage Philipps II. die erste naturwissenschaftliche Expedition überhaupt geleitet, die ihn durch praktisch das ganze Gebiet der damals bereits entdeckten spanischen Kolonien führte. Das wissenschaftliche Interesse dieser Forschungsreise galt in erster Linie der Fauna und Flora, aber auch deren Lebensbedingungen sowie in geringerem Masse den medizinischen Anwendungsmöglichkeiten von Heilpflanzen. Das ausgedehnte Material von Hernan-

dez (Beschreibung von rund 3000 Pflanzen und über 1000 Tieren!) wurde zu seinen Lebzeiten nicht publiziert. Das in Mexiko 1959–1984 veröffentlichte Gesamtwerk umfasst sieben Bände.

Die dem Códice Jaume Honorat Pomar wie erwähnt später hinzugefügte Beschriftung nennt bei den Tieren oft Namen von Plinius, bei den Pflanzen eher von Dioskurides, zum Teil kombiniert mit Bezeichnungen anderer klassischer Autoren oder von Naturforschern aus der Renaissance wie Clusius (Charles de l'Ecluse), P. A. Mattioli oder Francisco Hernandez selbst. Es wird davon ausgegangen, dass die Beschriftungen von Pomar selber stammen.

Wie gesagt: Die Lektüre der Einführung in den wundervollen Faksimileband und das Bestaunen der zeitgenössischen Abbildungen ist eine Freude, sowohl inhaltlich als auch rein handwerklich und ästhetisch. Obwohl der Band gute 3 Kilogramm wiegt, werde ich ihn bei meiner nächsten Lateinamerikareise im Handgepäck mitnehmen, um ihn meinen mexikanischen Freunden zu zeigen.

Hans Urs Keller-Schnider, Deitingen

López Piñero, José María; Moliner, Felipe Jerez: **La imagen científica de la vida. La contribución valenciana a la ilustración médica y biológica (siglos XVI–XIX).** Valencia, OPVI Organismo público valenciano de investigación, 1999. 405 p. Ill. ISBN 84-482-2228-8.

Der als chronologische Bestandsaufnahme konzipierte Band beginnt mit den traditionellen Werken zur Biologie und Medizin des 16. und 17. Jahrhunderts, wobei dem um 1590 entstandenen und von Jacopo Ligozzi (1547–1626) illustrierten Codex des valencianischen Naturforschers Jaime Honorato Pomar eine besondere Bedeutung zukommt. Nach einem Exkurs über den Einfluss der um 1622 entstandenen *Escuela de principios de la pintura* des aus Játiva bei Valencia gebürtigen Malers José Ribera (1591–1652) auf die Entwicklung der medizinischen Buchillustration Italiens und Spaniens werden die verschiedenen Ausgaben der anatomischen Atlanten von Crisóstomo Martinez (1638–1694) sowie die 1693 erschienene Künstleranatomie José Garcia Hidalgos vorgestellt. Die Veröffentlichungen des 18. Jahrhunderts zeigen recht deutlich, weshalb die Entstehung neuer beziehungsweise die Spezialisierung selbständig gewordener Disziplinen an entsprechenden Titeln erkennbar ist, wie beispielsweise an den botanischen Werken von Antonio José Cavanilles (1745–1804) und Francisco Javier Balmis y Berenguer (1753–1810) oder den zoologisch-paläontologischen Monographien Juan Bautista Bru de Ramons (1742–1795). Der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts während der Regierung König Ferdinands VII. (1784–1833) eingetretene Rückgang – eine Ausnahme sind die entomologischen Schriften von Tómas Villanova Entraigües (1769–1837) – wurde durch den etwas verzögerten Einsatz der neuen technischen Verfahren wie Lithographie und Holzstich im letzten Drittel zwar weitgehend überwunden, hatte den Rang der früheren Buchproduktion jedoch nicht wieder erreicht. Der vorliegende Band ist nicht nur ein wertvolles Quellenwerk zur Illustrationsgeschichte Spaniens, sondern darüber hinaus erklärt es vielfältige Verbindungen zu den Wissenschaftszentren der Alten und Neuen Welt.

Armin Geus, Marburg an der Lahn (D)

Lorenz, Maren: **Kriminelle Körper – Gestörte Gemüter. Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung.** Hamburg, Hamburger Edition, 1999. 494 S. Ill. DM 58.–; SFr. 55.–. ISBN 3-930908-44-1.

«… Das einzige, was sicher ist, ist die Tatsache, wie kompliziert alles ist, wie eine Schnur voller Knoten …» Dies ein Ausschnitt aus dem Zitat von Jeanette Winterson, welches Maren Lorenz ihrer Dissertation voranstellt. Um die Entwirrung einiger Knoten und um das Sichtbarmachen einzelner Schnüre geht es in dieser Untersuchung, die sich in ungemeiner Breite und mit vielen schillernden Facetten der Körperwahrnehmung des 18. Jahrhunderts annähert. Lorenz möchte scheinbar anthropologische Konstanten aufdecken, dadurch die Darstellung ihres Entstehungsprozesses und so ihre Wandelbarkeit nachvollziehbar und plausibel machen. Anhand von rund 1800 Fällen aus 35 deutschsprachigen forensischen Gutachtensammlungen des 18. Jahrhunderts gewährt die Untersuchung Einblick in die Aneignung und den Gebrauch von Körperbildern, Denkstrukturen und Wahrnehmungskategorien frühneuzeitlicher Menschen. Solche Gerichtsgutachten gewannen im Zeitalter der Aufklärung im deutschsprachigen Raum des Alten Reichs zunehmend an Bedeutung, nicht nur bei Gewaltverbrechen, sondern auch bei «verdächtigen» Todesfällen oder bei Fällen abweichenden Verhaltens. Aussagen von Frauen und Männern aller Schichten zu Krankheit, Verletzung, Tod, Sexualität, Ängsten, körperlichem wie seelischem Schmerz sind in diesen umfangreich protokolliert.

Ein heterogenes Themenfeld von Ehe, über Schwangerschaft, Wollust, Mord, Selbstmord, Sodomie, Brandstiftung zu Hexerei reichend, findet sich in dem in zwei Hauptteile gegliederten Buch wieder. Im ersten Teil «Körper vor Gericht» konzentriert sich Lorenz auf einen durch obrigkeitliche Einmischung als zentral für die staatliche Ordnung entpuppenden Komplex von Körperlichkeit: die Sexualität. Im zweiten Teil «Seelen vor Gericht» geht es um eine von ihrer körperlichen Basis nicht trennbare, neue Dimension der aufgeklärten Medizin: ihre Psychologisierung beziehungsweise Pathologisierung im Kriminal- wie Zivilverfahren.

Abschliessend macht sich die Autorin daran, die in ihren Ausführungen auf- und durchschimmernde Vielfalt von Körperlichkeit und Psyche im 18. Jahrhundert nach möglichen Diskursstrukturen und Machtverhältnissen zu erfassen und entwirren.

Während die Ärzte Verhaltensauffälligkeiten im Sinne der antiken Humoralpathologie zumeist mit gestörtem Säftehaushalt erklärten, führten die Angeklagten ihre Verwirrung vorzugsweise auf körperliche Veränderungen zurück. Ein wichtiges Ergebnis der Studie scheint mir zudem, dass Frauen – anders als Männer – im Zweifelsfall allein aufgrund dominanter Sittlichkeitsnormen beurteilt wurden. Der angeblich alles entscheidende physiologische Befund bot gleichzeitig Gelegenheit für eine Psychopathologisierung des individuellen Verhaltens sowie angeblicher Verhaltensdispositionen des weiblichen Geschlechtes an sich.

Zusammenfassen lässt sich das bunte Panorama, welches Lorenz eröffnet, nur schwer und schon gar nicht in wenigen Worten, daher möchte ich es bei obigen Ausführungen belassen und die Lesenden auffordern, sich selbst auf das narrative Abenteuer einzulassen.

Aline Steinbrecher, Zürich

Magallón Portolés, Carmen: **Pioneras españolas en las ciencias. Las mujeres del Instituto Nacional de Física y Química.** Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1998. 406 p. Ill., Portr. (Estudios sobra la ciencia, 24). ISBN 84-00-07773-3.

In 1920 Alexandra Kollontai, while wondering about the meaning of the "new woman", wrote: "We see independent women sitting at their desks, carrying out a laboratory experiment, researching on the materials of the archives, taking care of the sick at the hospitals efficiently and writing down a political discourse." Collette Ivere in her "Princesses of Science" added: "Within the great number of new women, Dr. Laucorolejo, the typical independent woman, advances hard. Science and the practice of medicine constitute the centre of her life. The clinical wards are her temple and her home at the same time. She fights to get recognition and respect from her male colleagues. She needs to be free and alone to take care of her beloved activity without which she cannot live" (A. Kollontai, *Autobiografía de una mujer*. Barcelona, Anagrama 1975).

If to these testimonies we add the ones of Virginia Woolf, Elsa Triolet, Simone de Beauvoir, Betty Friedan as well as many others which constituted the feminist movement, it becomes justified that at the threshold of the third millennium gender studies have a great importance in Western countries.

Apart from turning from the traditional androcentric perspective in the construction of science, according to similar and recent approaches in the English-speaking world, Carmen Magallón's study succeeds in making us sensitive to a better understanding of the relationship between gender and science in Spain by stressing the contribution of a female collectivity to the development of the physical and chemical scientific areas in Spain at the beginning of the XXth century. She also manages to go beyond the traditional visions of women "biographically famous" but seen till now just as members of the female collectivity.

The work contains: first, an extensive introduction which develops the meaning of gender perspective in the social studies of science with special reference to the "feminist standpoint". It is followed by two extensive chapters and seven appendices. The first chapter discusses extensively the incorporation of Spanish women into the University as well as the creation of institutions which trained women in scientific areas according to the most advanced orientations of Spanish society. Later the author uses this documentation as a framework to approach the role of women in the scientific societies with special reference to the "Real Sociedad Española de Historia Natural", the "Laboratorio Foster de la Residencia de Señoritas" and many others.

The second long chapter focuses on the role of Spanish women in the field of physical and chemical sciences by discussing the following issues: women at the "Instituto Nacional de Ciencias" (1910–1930), the "Laboratorio de Investigaciones físicas", women in the "Laboratorio de Química" and others. An extensive section is devoted to women at the "Instituto Nacional de Física y Química" from 1931 to 1936 by paying special attention to their research interests, publications generated by the institution as well as their contributions to electricity and magnetism, X-ray, spectroscopy, physical chemistry, organic chemistry and electrochemicals.

The appendices are very useful by providing a short practical profile of the members of the different societies and their publications.

In summary, Carmen Magallón's study constitutes a relevant work indeed, and her contributions are highly interesting. As the author states in the epilogue, women who

approached science in Spain constituted a group that had in common the fact of entering a field and an activity that was not considered the most adequate for their sex. This may have been the reason why their experience was fragmented and prevented the compatibility of daily and professional life that a new generation of women would try out.

Sagrario Muñoz Calvo, Madrid (E)

Meinel, Christoph (Hrsg.): **Instrument – Experiment. Historische Studien.** Berlin; Diepholz, GNT Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 2000. 423 S. Ill. DM 66.50; Euro 34.–. ISBN 3-928186-51-5.

Experimentelle Praxis und die Entwicklung von Instrumenten stehen in Wechselwirkung mit wissenschaftlicher Erkenntnis. Auf diesem Weg lässt sich nicht nur Wirklichkeit erschliessen, sondern auch neu erzeugen und praktisch verwerten. Solche Zusammenhänge sind komplex. Weil sie verschiedene Wissenskulturen verbinden können, bieten sie ein faszinierendes und wohl uferloses Forschungsgebiet für Wissenschaftshistoriker. Mit dieser Thematik befasste sich die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik an ihrer Jahrestagung 1997 in Regensburg – am Ort, wo 1654 *Otto von Guericke* die Erzeugung des Vakuums vor dem Reichstag demonstriert hatte. Anhand von Mikrostudien sollten nicht disziplinäre Muster erhärtet, sondern Perspektiven auf die epistemologische und soziale Funktion der Instrumente eröffnet und die technologische Seite des Wissens aufgezeigt werden.

Als Ergebnis präsentiert *Christoph Meinel,* Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Regensburg, eine facettenreiche Sammlung von 37 Beiträgen zu ausgewählten Fragen aus dem 17. bis 20. Jahrhundert. Ihre Autoren, vorwiegend an deutschen Forschungsstätten tätig, behandeln Themen wie Elektrisiermaschine, Fieberthermometer, Reaktionsversuche, Radar oder Hirntodkonzept, aber auch die experimentelle Praxis von Forschern wie Hertz, Faraday, Röntgen und Rutherford. So kann man jede Studie einzeln lesen und wird dabei mit einem Novum belohnt. Auffallend ist, dass sich einige Autoren mit der Replikation auseinandersetzen. Gemeint ist die heutige Nachbildung von Experimenten samt Geräten im ursprünglichen Kontext. Dadurch erhalten angehende Physiker neben dem systematischen auch den historischen Zugang. Vor allem aber verschaffen sich jene Historiker, die Geschichte sonst aus Büchern rekonstruieren, Gelegenheit zu eigenen Sinneseindrücken beim Experimentieren, zur Bewertung der manuellen Fähigkeiten von Experimentatoren und zur Kritik von Quellentexten. Wenn nun in den Beiträgen die Zahl der Disziplinen beschränkt ist, so ist dies kein Mangel. Ihre Sammlung als Ganzes enthält Allgemeineres zu wissenschaftlicher Erkenntnis, das über den aktuellen historischen Forschungsstand hinausreicht, und hat damit die Erwartung an inhaltliche Vernetzung erfüllt.

Bruno Meyer, Zug

Midelfort, H. C. Erik: **A history of madness in sixteenth-century Germany.** Stanford, Stanford University Press, 1999. XVI, 438 p. Ill. £ 35.–. ISBN 0-8047-3334-1.

Vor fünfundzwanzig Jahren begann Midelfort seine Studien zum Wahnsinn im frühneuzeitlichen Europa. Dieses Buch sammelt nun seine Ergebnisse zu den deutschsprachigen Teilen des Europa des 16. Jahrhunderts. Während Midelfort seine vorangehenden Publikationen vor allem den Geisteskranken in deutschen Königs- und Fürstenhäusern gewidmet hat, geht er hier über die medizinischen Behandlungen, welche zu Hofe angewandt wurden, hinaus. Denn, so betont Midelfort einleitend, die Geschichte des Wahnsinns des 16. Jahrhunderts könne nicht lediglich über die medizinischen Theorien und Behandlungsansätze erschlossen werden. Auch gehe die Annäherung an das Phänomen über die Geschichten der Institutionen als Antwort auf Devianz und Irresein hinaus. In den Fokus seiner Arbeit möchte der Autor daher vielmehr Heiler und Helfer sowie auch Kranke aus allen Schichten rücken.

Das erste Kapitel widmet sich drei Themenkreisen, welche, wie der Autor es formuliert, die Vagheiten des Begriffs des Wahnsinns im 16. Jahrhundert verdeutlichen. Zuerst geht es um den berühmten flämischen Maler Hugo van der Goes, welcher einen mentalen und moralischen Zusammenbruch erlebte. Als zweites nähert sich Midelfort dem Veitstanz an, einer akuten und manchmal chronischen Tanzmanie, die im 15. und 16. Jahrhundert auftrat. Abschliessend widmet sich dieses erste Kapitel noch der vieldiskutierten, aber kaum erforschten Besessenheit. Mit diesen drei Beispielen macht Midelfort gerade zu Beginn das weite Spektrum des Phänomens Wahnsinn im 16. Jahrhundert, dessen Fremdheit und Historizität, deutlich. In den darauf folgenden Kapiteln versucht der Autor den Rahmen abzustecken, in welchem die oben angeklungenen Phänomene verortet werden müssen. Er liest Luther und Paracelsus auf ihre Antworten zum Wahnsinn hin, schildert die Entwicklung der medizinischen Theorien zu Wahnsinn und widmet sich rechtlichen Aspekten. Darauf folgend wagt Midelfort einen Exkurs in die bunte Welt der Hofnarren. Die zwei letzten Kapitel wenden sich dann dem täglichen Leben der Kranken und der therapeutischen Praxis zu. Den Zugang zu diesen Themen findet er einerseits über Mirakelbücher, die Geschichten um Krankheit und Heilung erzählen, und anderseits über das frühneuzeitliche Spital als Versorgungsstätte Geisteskranker.

Die einzelnen Abschnitte – welche vielleicht etwas mehr zu einem Ganzen hätten gefügt werden können – vermitteln eindrücklich die vielen schillernden und kaum klar zu umreissenden Aspekte des Phänomens Wahnsinn im 16. Jahrhundert. Hinter den medizinischen, philosophischen und rechtlichen Diskursen verbleiben die einzelnen Kranken, deren Alltag Midelfort auch näher zu bringen postulierte, jedoch blass.

Aline Steinbrecher, Zürich

Murray, Alexander: **Suicide in the Middle Ages. Vol. 1: The violent against themselves.** Oxford, New York, Oxford University Press, 1998. XXII, 485 p. £ 30.–. ISBN 0-19-820539-2.

Alexander Murray betritt mit seinem Buch zum Suizid im Mittelalter Neuland, welches er mit drei Bänden zu begehen plant. Diese Dreiteilung ergebe sich, so Murray,

aus dem Thema selbst, denn erstmals seien da die Toten, *the suicidés*, eine Kategorie für sich, der sich auch nebst einleitenden grundlegenden methodischen Fragen dieser erste vorliegende Band widmet. Im zweiten Band der Trilogie – benannt «The Curse on Self-Murder» – steht das Verhalten gegenüber den Selbstmördern im Vordergrund. Im dritten Band, betitelt «The Mapping of Mental Desolation», möchte Murray dann die Gefühlslagen der Selbstmörder und Selbstmörderinnen untersuchen und nähert sich den Emotionen mittelalterlicher Lebenswelten an. Murray fokussiert mit den drei Bänden das mittelalterliche Europa, wobei er unter Europa die vier Monarchien England, Frankreich, Deutschland und Italien fasst. Zeitlich deckt er die Jahrhunderte von 1000 bis 1500 ab.

Dem Selbstmord im Mittelalter wurde bis anhin, wohl auch aus der schwierigen Quellenlage heraus, kaum nachgegangen. Deshalb stehen auch zu Beginn dieses ersten Bandes Fragen der Herangehensweise und methodologischen Reflexionen im Vordergrund. Detektivisch ist Murray dabei auf der Suche nach Quellen, welche ihm Wege zu den Selbstmördern aufzeigen könnten. In Kapiteln, welche mit «how to find out» überschrieben sind, nähert er sich quellenkritisch Chroniken, Rechtsquellen und religiösen Quellen an. Anschliessend stellt Murray an die beschriebenen Quellen die Frage nach den Motiven zum Selbstmord, dem Todesakt und der Todesart des Suizids, nach den Monaten und der Tageszeit des Suizids und nach dem Geschlecht der Selbstmörder und Selbstmörderinnen. Die gefundenen Antworten präsentiert er (auch) in Tabellenform, was bei allem Verständnis für die Dingbarmachung historischer Phänomene, gerade nach den ausführlichen quellenkritischen Erläuterungen, die verdeutlichten, wie schwierig eine Annäherung an die Selbstmörder überhaupt ist, etwas befremdet.

Murray zeigt auf, dass die Selbstmörder und Selbstmörderinnen aus allen Schichten und Berufsgruppen und Regionen stammten. Als Motive für ihre Tat weist Murray psychische oder physische Krankheiten, chronische Armut oder plötzliche Verarmung, Verhaftung, Verachtung und Liebeskummer nach.

Aline Steinbrecher, Zürich

Oberkofler, Gerhard: **Leopold Ruzicka, Schweizer Chemiker und Humanist aus Altösterreich.** Innsbruck, Wien, München, Studien Verlag, 2001. 286 S. Ill. DM 51.–; SFr. 46.50. ISBN 3-7065-1561-X.

Als Ruzicka, seit 1917 Schweizer Bürger, 1939 den Nobelpreis erhielt, war dies der erste, den ein amtierender Professor der ETH zuführte. Der in Kroatien geborene Laureat war als Assistent Staudingers nach Zürich gekommen, dann als Forschungschemiker zu der auf Riechstoffe spezialisierten Genfer Firma Naef & Co. (später Firmenich) gegangen. Nach einer ersten Professur an der Universität Utrecht kehrte er 1929 an die ETH zurück, wo er das Laboratorium für organische Chemie zu Weltgeltung brachte. Vorliegende Biographie gibt *einen allgemeinen Einblick in sein Leben und Wirken.* Ausser den bekannten fachlichen Verdiensten würdigt Oberkofler, Historiker und Innsbrucker Universitätsarchivar, vor allem die Person Ruzicka: seine Beziehung zum alten Österreich und dessen Nachfolgestaaten, die materialistische Weltanschauung, die gelungene Synthese zwischen industrieller und freier Forschung, die erfolgreiche Nachwuchsförderung und schliesslich sein politisch «linkes» Enga-

gement. Naheliegender Ausgangspunkt und wohl auch Anlass zur Studie ist die altösterreichische Herkunft. Die gutkatholische Erziehung ging bald einmal in naturwissenschaftlichen Positivismus über. Naef & Co. machte Ruzicka mit den überlegenen finanziellen und materiellen Möglichkeiten der Industrieforschung vertraut. Wissenschaft und Schweizer Chemie, Ruzicka selber, sein ETH-Institut und zahlreiche Mitarbeitende sollten in der Folge von diesen Erfahrungen profitieren: durch Forschungsverträge, Finanzierung von Privatlabors, Tantiemen. Das Testosteron-Patent vom 18. Juni 1935 soll Ruzicka *im Laufe der Jahre einige Millionen Schweizerfranken* von CIBA eingebracht haben – die er *vollständig für die Gründung einer Kollektion bedeutender holländischer und flämischer Maler des 17. Jahrhunderts* verwendete. *Er tat dies nicht als hab- und raffgieriger Bourgeois,* sondern schenkte sie dem Kunsthaus Zürich. Während der schwierigen Kriegszeiten half er bedrängten Wissenschaftlern, so Vlado Prelog, und nach 1945 leistete er Aufbauhilfe für Titos Föderative Volksrepublik Jugoslawien. Ruzickas Materialismus dürfte dabei die, wie er einmal schrieb, seit jeher *mehr oder weniger erkennbar schlummernde salonkommunistische Ader* mitaktiviert haben. Nicht ungern pflegte er Kontakte auch mit Wissenschaftlern der Sowjetunion und des übrigen Ostblocks. In den 1950er und 1960er Jahren setzte er sich international und national für die Ächtung der Atomwaffen ein. Beides führte schweizerischerseits zu gereizten Reaktionen.

Ein biobibliographischer Überblick, 28 archivalische Dokumente, 14 Faksimiles sowie ein Namenregister vervollständigen das gehaltvolle Buch. Der Autor zeichnete darin, wie ein Kenner der Materie es formulierte, *ein wohlgelungenes, wertvolles, stimmiges Bild des Menschen Ruzicka.*

Beat Glaus, Zürich

Patai, Raphael: **The Jewish alchemists.** A history and source book. Princeton, Princeton University Press, cop. 1994. XIV, 617 S. Ill. $ 35.–. ISBN 0-691-03290-4.

Die Rolle oder sogar nur die blosse Existenz jüdischer Exponenten der Alchemie war lange verneint oder als bedeutungslos beurteilt worden. Die wenigen jüdischen Alchemisten, die innerhalb der grossen mystischen Bewegungen der Kabbalah und des Chassidismus auszumachen waren, wurden sogar von den jüdischen Fachgelehrten ignoriert, da sie nicht in das gängige Bild passten. Es gelang nun dem Autor in eindrücklicher Weise, umfangreiches Material zusammenzutragen, das solche Behauptungen widerlegt. Allerdings hatte Patai im Rahmen seiner Beweisführung nicht selten Begebenheiten aus dem Bereich der Legende heranzuziehen, was ihm vom Standpunkt der wissenschaftlich exakten Historiographie auch angelastet werden könnte. Doch gerade in der Alchemie, die wesentlich auf mythischem Denken beruht, kommt man nicht darum herum, wollte man nicht wesentliche Aspekte ausblenden, diesem Umstand Rechnung zu tragen. Einer chronologischen Anordnung folgend, die bis zum 19. Jahrhundert reicht, beginnt der Reigen jüdischer Alchemisten bei der historisch nicht fassbaren jüdischen Alchemistin Maria Prophetissa aus dem ptolemäischen Ägypten, die von Zosimos erwähnt wird. Einige Anzeichen deuten darauf hin, dass die hellenistische Alchemie von Juden getragen wurde. Viele mittelalterliche Alchemisten wurden im nachhinein als Juden bezeichnet, so etwa Khalid und Artephius. Überhaupt wurde oft versucht, wohl um die eigene Beschäftigung mit Alchemie zu

rechtfertigen, diese auf einen biblischen und somit jüdischen Ursprung zurückzuführen und in Adam, Tubal-Kain, Moses und Salomo mythische Urväter der Alchemie zu sehen. Historisch fassbarer wird die jüdische Beschäftigung mit Alchemie durch zahlreiche überlieferte hebräische Handschriften, auf die im einzelnen ausführlich eingegangen wird, daneben kommen zahlreiche Gelehrte und Alchemisten zur Sprache, die entweder selber Juden waren oder sich auf jüdische Lehrer beriefen. Bemerkenswert erscheint, dass Chajim Vital, der Hauptvertreter der Kabbala im 16. Jahrhundert, alchemische Manuskripte hinterlassen hat. Die Frage, ob es eine jüdische Alchemie als kulturelle Erscheinung gegeben habe, bejaht der Autor eindeutig, wobei für die betreffenden Exponenten, häufig Ärzte oder Rabbiner, die Alchemie stets eine Mittelstellung zwischen Philosophie und Medizin eingenommen hatte.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Perneel, P. G. M. G.: **Het beroepsjournaal van Dr. J. F. Ph. Hers, arts te Oud-Beijerland (1881–1915).** Een reconstructie van een plattelandspraktijk omstreeks 1900. Rotterdam, Erasmus, 2000. 326 p. Ill. Hfl. 59.50. ISBN 90-5235-149-X.

Dr. J. F. Ph. Hers (1854–1915) hinterliess ein imponierendes Archiv an Tagebüchern. In diesen finden wir vor allem Angaben über Patienten, genaue Beschreibungen ihrer Beschwerden, Untersuchungen und Diagnosen sowie die angewandten Behandlungen. Diese Daten wurden zwischen 1881 und 1915 auf 5600 Seiten notiert. Eine reiche Fundgrube zur Rekonstruktion einer Arztpraxis in einem streng-religiösen Gebiet in Südholland zur Zeit der Jahrhundertwende.

Der Verfasser, P. G. M. G. Perneel, Dozent in Geschichte in der Region Oud Beijerland, stellte dieses Material zusammen und bearbeitete es. Es zeigt in ausgezeichneter Weise die Probleme eines Landarztes auf.

Krankenbesuche fanden noch stets zu Fuss statt, obwohl die ersten Autos in dieser ländlichen Gegend bereits Zugang gefunden hatten.

Die medizinischen Hilfsmittel waren spärlich. Nur die Pockenimpfung geschah präventiv. Die meisten Arzneien stammten aus der Zeit der alten Medizin wie z.B. Spanische Fliegen und Rizinusöl.

Der Verfasser bespricht eingehend die neue Therapie wie z. B. das Heilmittel Salvarsan gegen Syphilis, das Aspirin und die Anwendung des Anti-Diphtherie-Serums.

Auch die benutzten chirurgischen und geburtshilflichen Instrumente werden vom Verfasser ausführlich erwähnt. Ein Landarzt war in dieser Zeit noch aktiv in der Heilkunde tätig. Es ist auffällig, dass viele Zangen-Entbindungen stattfanden.

Ausserdem richtet der Verfasser seine Aufmerksamkeit auf die sozialen Aktivitäten von Hers wie z.B. die Anlage einer Trinkwasserleitung und die Verbesserung der Abwasserabfuhr. Unbestritten ist das vom Verfasser so ausführlich beschriebene Muster der Krankheiten ein wichtiger Beitrag für die Geschichte der Medizin. Es ist aussergewöhnlich, dass ein Arzt seine Patientendokumentation auf diese Weise festgehalten hat.

Antonie M. Luyendijk-Elshout, Oegstgeest (NL)

Priesner, Claus; Figala, Karin (Hrsg.): **Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft.** München, Beck, 1998. 412 S. Ill. DM 68.–; SFr. 62.–. ISBN 4-406-44106-8.

Ohne Mühe würde ein umfassendes Lexikon zur Alchemie mehrere Bände füllen. Den Herausgebern gelang es jedoch, wesentliche Vertreter und Fachbegriffe der Alchemie derart auszuwählen, dass trotz dem beschränkten Umfang ein guter Überblick und Einstieg in das Fach geboten wird. Die Einträge, ausnahmslos von ausgewiesenen Wissenschaftshistorikern verfasst, zeugen von hoher Sachkompetenz und handeln die jeweiligen Gegenstände in einiger Tiefe ab. Als sehr nützlich erweisen sich die ausführlichen Literaturhinweise, die zu einem vertieften Studium hinführen. Das Lexikon, abgerundet durch ein kurzes Verzeichnis alchemischer Symbole, kann sowohl dem Laien als eine erste Orientierung dienen wie auch dem Fachmann als Nachschlagewerk. Es darf somit als gelungen bezeichnet werden.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

PTB-Texte, Band 10: Zwanzig Jahre Zusammenarbeit: Nationales Hauptamt für Qualität und Technische Überwachung der Volksrepublik China – Physikalisch-Technische Bundesanstalt Bundesrepublik Deutschland, 1979–1999. Braunschweig, 1999. 155 S. Ill., Portr. ISBN 3-9805741-4-8; ISSN 0948-6836.
PTB-Texte, Band 11: Göbel, Ernst O.; Kochsiek, Manfred (Hrsg.): **Darf's ein bisschen genauer sein?** Präzisionsmesstechnik, wo und wozu? Braunschweig, 2000. 90 S. Ill.

Diese Schriftenreihe der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt zu Berlin und Braunschweig (PTB) erscheint seit 1995. Die Hefte sind gutenteils allgemeinverständlich gehalten und dienen damit aufs beste der Popularisierung historischer und wissenschaftskundlicher Erkenntnisse (vgl. *Gesnerus* 55, 1998, S. 308–310 und 57, 2000, S. 136–137). Vorliegendes **Heft 10** ist erstmals sozusagen aussenpolitisch orientiert. Es dient der Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem «gelben Riesen» China auf metrologischem Gebiet. Während Teil I der Broschüre die gemeinsamen Projekte vorstellt, orientiert Abschnitt II vor allem über Stand und Geschichte des Messwesens in China (so S. 99–115 über *Die Entwicklung der Metrologie in China* von der Frühzeit bis zur Gegenwart). Die deutsch-chinesische Zusammenarbeit in der Metrologie wurde im Oktober 1979 durch eine Vereinbarung zwischen den zuständigen politischen Behörden eingeleitet, seither aber erheblich erweitert. Ein erstes Ergebnis war die Angleichung der chinesischen Zeitskala via PTB an den internationalen Standard. In der Folge absolvierten chinesische Metrologen Weiterbildung in Deutschland oder anhand gemeinsamer Projekte. Diese betrafen beispielsweise Längen- und elektrische Leistungsmessung, aber auch Normierungen in Kernphysik und Maschinenbau. – **Heft 11** bietet einen Überblick über Stand und Probleme der modernen Metrologie (anhand der PTB-Aktivitäten). Wer die eingehenden Ausführungen im Detail verstehen will, muss allerdings vom Fach oder zumindest physikalisch-mathematisch beschlagen sein. Der wissenschaftshistorisch interessierte Laie aber erfährt jedenfalls, welch gewaltige Tiefenschärfe die internationale Normung seit der Französischen Revolution erreicht hat. Begonnen wird mit sogenannt Vertrautem: der (jetzt allerdings an Atomuhren gemessenen) Sekunde. Auch der Meter ist nunmehr sekundenabhängig, wird mittels Lichtgeschwindigkeit be-

stimmt und vermag so astronomischen Dimensionen wie auch der Mikro- und Nanotechnologie zu genügen. Unverändert durch den Prototyp zu Sèvres definiert blieb einzig das Kilogramm; doch wird man es wohl nächstens ebenfalls auf eine Fundamentalkonstante (wohl auf Atombasis) abstellen. Es folgen Ausführungen über ein Dutzend weitere PTB-Spezialitäten und entsprechende Messgrössen; sie betreffen Flüssigkeiten und Gase, chemische Analytik, Strahlendosimetrie, elektrische Einheiten, Software-Qualitätseichung und Messtechnik in der Medizin. Letztere wird anhand der modernen Apparate zur Messung des Blutdrucks, der Atemströmung sowie der Differenzierung und Zählung von Blutzellen illustriert. Bemerkungen über neue von der PTB entwickelte medizinaltechnische Verfahren, so für biomagnetische Felder, beschliessen das Bändchen. Wer sich kurz oder eingehend für die modernen Messverfahren interessiert, wird bei dieser PTB-Darbietung sicher auf seine Rechnung kommen!

Beat Glaus, Zürich

Reiber, Matthias: **Anatomie eines Bestsellers. Johann August Unzers Wochenschrift «Der Arzt» (1759–1764).** – Göttingen, Wallstein, 1999. 439 S. Faks. (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, 8). DM 116.–; SFr. 105.–. ISBN 3-89244-349-1.

Von 1759 bis 1764 erschien in Hamburg die Zeitschrift *Der Arzt*. Wöchentlich brachte das Blatt auf etwa 14 Seiten Beiträge über gesunde Lebensführung, Krankheitsverhütung und -behandlung, auch über medizinische Standesfragen, Lehrmeinungen und Kuriositäten. Herausgeber und Journalschreiber war der im damals dänischen Altona praktizierende Arzt Johann August Unzer (1727–1799). Probleme und Vorfälle im Alltag, auch Lesefrüchte aus der Fachliteratur waren Anlass zu den Texten. Unzers Frau, die Schriftstellerin Johanne Charlotte Ziegler, unterstützte das Werk mit eigenen Versen, (fiktiven) Leserbriefen und wohl auch mit mancher fruchtbaren Idee.

Seinen grossen Erfolg verdankte Unzers *Arzt* der bunten Themenmischung und dem munter zwischen Ernst, Spott und Ironie, Lob und Tadel wechselnden Ton seiner Sprache. Damit traf er den Geschmack der Zeit, der an unterhaltsam-nützlicher und allgemeinverständlicher Belehrung mehr als je zuvor gelegen war. So erlebte der *Arzt* als Buchausgabe mehrere Neuauflagen, Nachdrucke und Übersetzungen. 1771 urteilte Albrecht von Haller, dass «nicht leicht ein deutsches Buch über so ernsthafte Materien mit solcher Anmuth und Lebhaftigkeit geschrieben worden ist» (S. 116).

Matthias Reiber widmet Unzers *Arzt* in seinem als Tübinger medizinische Dissertation entstandenen Werk eine umfassende Darstellung, die durch Klarheit und Kenntnisreichtum beeindruckt. Als entscheidende Vorbedingungen für den *Arzt* – so wird im ersten Abschnitt «Vorgeschichte» ausgeführt – erweisen sich Unzers biographische Stationen. An seinem Studienort Halle nimmt er Anteil an der aufklärerischen «Öffnung der Wissenschaften», in Hamburg und Altona sichert ein blühendes Verlagswesen die Verbreitung der Zeitschrift. Der zweite Abschnitt «Strukturen, Stoff und Strategien» gibt u. a. Aufschluss über Unzers Arbeitsweise als Eklektiker und seine «literarischen Strategien», vorgeführt mit drei Hypochondrie-Satiren und ergänzt mit Leseproben im 50seitigen Faksimile-Anhang. Materialreich ist auch der dritte Teil «Wirkungsgeschichte». Vertrieb und Werbung, Kaufpreis und Nachdrucke bezeichnen den äusseren Aspekt der Rezeption. Auf den «intendierten» Leserkreis lässt die Textanalyse schliessen; Lesezeugnisse, Bibliothekskataloge und eine Sub-

skriptionsliste mit 1165 Namen belegen die überwiegend im norddeutschen Raum angesiedelte reale Abnehmerschaft der Buchausgabe von 1769. Die grösste Gruppe machen die Beamten (31%) aus, gefolgt von den Heilberufen (18%), den Geistlichen (16%), dem Handel (9%), dem Militär (8%) und dem Adel (7%); nur 2,4% der Subskribenten gehören dem Handwerk an; Landwirte fehlen ganz. Die «medizinische Aufklärung» richtet sich bei Unzer wie bei anderen seiner Kollegen, z. B. bei Samuel Auguste Tissot und Johann Georg Zimmermann, an das gehobenere Bürgertum. Der Nutzen dieser «Belehrung von Nicht-Ärzten» war übrigens unter Medizinern umstritten. Auch eine andere Seite von Unzers Wirken erregte bei Kollegen wie Johann Friedrich Struensee und Gottfried Ernst Baldinger Anstoss, nämlich sein Handel mit Geheimmitteln und deren Anpreisung im *Arzt*.

Unzers Leben und Hauptwerk erhalten in Reibers Buch erstmals eine gründlich dokumentierte Würdigung, die viel Neues bringt, so u. a. seine Briefe an den Berliner Verleger Friedrich Nicolai und eine Bibliographie von Unzers Publikationen. Ein Personenindex hätte die Benützung des inhaltsreichen Werks erleichtert.

Urs Boschung, Bern

Röthlisberger, Rolf; Jensen, Gurli: **Psychiatrie-Museum Bern. Bernische Psychiatrie vor und nach dem Bau der Waldau. Ein Museumsführer.** Bern, Stiftung Psychiatrie-Museum Bern, 2000. 31 S. Ill.

Dank einer Reihe von Sponsoren konnte dieser hervorragende Museumsführer herausgegeben werden. Sein Verfasser ist der jetzige Leiter der Institution. In einem ersten Teil wird auf die Geschichte des Psychiatriemuseums Bern eingegangen. In sehr gründlicher Weise werden die Verdienste von Walter Morgenthaler (dem seinerzeitigen Gründer) hervorgehoben, und es wird gezeigt, wie ihm vor allem das bildnerische Schaffen von Patienten am Herzen lag, war er doch der Entdecker und Förderer von Adolf Wölfli. Mit Recht wird auch die Einzigartigkeit des wundervollen Barockbaus erwähnt (Pfründerhaus), der 1989–1991 renoviert wurde und seither das Museum beherbergt.

In einem zweiten Teil wird mit vielen ausgezeichneten Photos der Rundgang durch die Dauerausstellung dokumentiert. Die Reichhaltigkeit der Museumsbestände erlaubte es, ein treffendes Bild der psychiatriegeschichtlichen Etappen nachzuzeichnen. Besonderes Gewicht wurde in dieser Dauerausstellung auf den Spitalalltag gelegt, und so sieht man denn die Bescheidenheit der Einrichtungen für die Patienten, die Dürftigkeit der Ausrüstung der Pflegenden und allgemein die Spärlichkeit der therapeutischen Mittel.

In einem dritten und letzten Teil wird die zeitliche Abfolge der baulichen und sonstigen Veränderungen in der Waldau chronologisch aufgeführt.

Insgesamt handelt es sich um ein äusserst sorgfältig zusammengestelltes Heft, in welchem viel Arbeit steckt, das viele wenig bekannte Fakten enthält und das dem Besucher des Museums eine wichtige Hilfe sein wird.

Christian Müller, Bern

Saussure, H.-B. de. – Carozzi, Albert V.: **Manuscripts and publications of Horace-Bénédict de Saussure on the origin of basalt (1772–1797) … – Manuscrits et publications de Horace-Bénédict de Saussure sur l'origine du basalte (1772–1797) …** Carouge/Genève, Ed. Zoé, 2000. 769 p. Ill. SFr. 130.–. ISBN 2-88182-411-0.

Der Genfer Naturforscher Horace-Bénédict de Saussure (1740–1799) ist vornehmlich durch seine klassischen *Voyages dans les Alpes* (4 Bde., 1779–1796) bekannt geworden. Weit mehr Reisen hat er in den Jahren 1772 bis 1797 quer durch Europa unternommen, die ihn nach Italien, Frankreich und Deutschland führten, insbesondere in die dortigen Vulkangebiete (Ätna, Vesuv, Auvergne, Kaiserstuhl). Auf diesen Reisen wurde er teils von seiner Familie begleitet, teils waren die führenden Vulkanologen der Zeit, Sir William Hamilton und Barthélemy Faujas de Saint-Fond, seine Weggefährten.

Die umfangreichen Manuskripte dieser naturkundlichen Forschungsaufenthalte sind bislang nur partiell herangezogen worden und werden hier erstmals in einer vollständigen Edition vorgelegt. Dabei hat der Herausgeber Albert V. Carozzi die durchgängig französischen Texte sorgsam transkribiert, kommentiert und zusätzlich mit englischen Übersetzungen versehen. Herausgekommen ist eine beeindruckende Quellensammlung, die es erlaubt, Saussures Position innerhalb der damaligen Neptunismus-Vulkanismus-Kontroverse zu bestimmen. War er 1768 während eines Parisaufenthaltes durch Nicolas Desmarest mit der vulkanischen Theorie der Basaltentstehung in Berührung gekommen, so nutzte er seine vielfachen Reisen gezielt dazu, basaltische Gesteine zu untersuchen, um sich selbst Gewissheit über ihren vulkanischen Ursprung zu verschaffen. In den Jahren zwischen 1777 und 1794, nach Reisen in die Provence und unter dem Einfluss von Publikationen des Freiberger Mineralogen Abraham Gottlob Werner sowie von Déodat de Dolomieu, kamen Saussure dann Zweifel an dieser Theorie, die ihn nach seinem Besuch des Breisgaus 1791 zu einer veränderten Sicht auf die Entstehung des Basalts führten und ihn an einen doppelten – sowohl wässrigen als auch vulkanischen – Ursprung glauben liessen. Ergänzend sei hier darauf verwiesen, dass Saussures Bericht «Beobachtungen über die vulkanischen Hügel des Breisgaus» unter diesem Titel auch in deutscher Übersetzung erschienen ist in dem von Karl Wilhelm Nose herausgegebenen Band *Sammlung einiger Schriften über vulkanische Gegenstände und den Basalt* (Frankfurt am Main 1795, S. 1–84, 1 Taf.).

Mit dem vorliegenden Band hat Albert V. Carozzi seine seit vielen Jahren unternommenen Quellenstudien zu Saussures Leben und Werk in beeindruckender Weise fortgesetzt und zugleich ein reiches Material für die Erforschung naturkundlicher Reisen bereitgestellt, das nun unter vergleichenden Gesichtspunkten ausgewertet werden sollte. Der mit instruktiven Abbildungen und einem kombinierten Personen-, Orts- und Sachindex versehene Band kann nur empfohlen werden und sollte von jedem, der sich für die Wechselwirkung zwischen Feldforschung und Theoriebildung in den Geowissenschaften interessiert, herangezogen werden.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale (D)

Taton, René: **Etudes d'histoire des sciences**, recueillies pour son 85e anniversaire par Danielle Fauque, Myriana Ilic et Robert Halleux. Turnhout, Brepols, 2000. 544 p. Portr. (De diversis artibus, tome 47 – n.s. 10). Euro 74.–; BFr. 2985.15. ISBN 2-503-51007-8.

Anlässlich seines 85. Geburtstags publiziert die Académie Internationale d'Histoire des Sciences 38 Aufsätze von René Taton, entstanden zwischen 1954 und 1994. Die Sammlung konzentriert sich auf die Geschichte der Mathematik und der Astronomie, mit Seitenblicken auf Physik und Technik, und umfasst ausserdem Beiträge zur Methodologie der Wissenschaftsgeschichte. Die hier reproduzierten Aufsätze umspannen primär die französische Wissenschaftsentwicklung im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Sie beschäftigen sich mit Institutionen und Netzwerken (Observatoire de Paris, Akademien, Korrespondenznetzen), mit einzelnen wissenschaftlichen Leistungen und Werken sowie deren Autoren und Autorinnen (Madame du Châtelet und deren Übersetzung von Newtons *Principia*). Auseinandersetzungen mit Arthur Koestler und Henry Guerlac sowie Arbeiten über Pierre Sergescu und Alexandre Koyré eröffnen Einblicke in die Beschäftigung mit der Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert.

Tatons Forschungen sind beeindruckende Zeugnisse einer Geschichtsforschung, die umfassende Beherrschung der wissenschaftlichen Gebiete, über die der Autor schreibt, mit stupender Meisterschaft in der Analyse der Originalquellen und breiten Kenntnissen der allgemeinen und Kulturgeschichte verbindet. Dem zeitlosen Ideal einer nüchternen, klaren wissenschaftlichen Prosa verpflichtet, bleibt Taton auf Distanz zu den historiographischen Moden, handle es sich dabei um die Thesen über die Wissenschaftsrevolution(en) oder um die strukturalistisch-postmodernen Ansätze. Er konzipiert ein eigenständiges Fach «Wissenschaftsgeschichte» und grenzt es einerseits ab gegen die Wissenschaftsphilosophie, andererseits gegen rein interne Rekonstruktionen von Disziplinengeschichten für die Bedürfnisse dieser Disziplinen selbst. «Sans contester l'intérêt de ces diverses approches, [...] il ne faut jamais oublier que le sujet principal de l'histoire de la science, que son intérêt primordial, consistent dans la science elle-même, dans son contenu théorique et concret et dans l'évolution de sa substance si ardemment vivante.» (p. 27, 1983)

Der umfangreichen Sammlung von Aufsätzen, denen man – sofern es dies in der Wissenschaft geben kann – bleibenden Wert zusprechen möchte, fehlt leider ein Register, das die Beiträge nach Namen und Sachen erschliessen würde. Zwar sind die Texte mit Sorgfalt ediert und gedruckt worden, doch haben die Herausgeber die Fehler, die typischerweise beim Einlesen mittels Scanner entstehen, nicht konsequent ausgemerzt (Verwechslung von «1» mit «l»). Schliesslich hätte die Sammlung eine umfassendere Einleitung verdient als die hier vorgelegte, einzige Seite (p. 5), die nur dürre editionstechnische Mitteilungen enthält. Es ist allerdings denkbar, dass Taton selbst sich weitergehenden Ausführungen widersetzte und seine Aufsätze für sich allein sprechen lassen wollte.

Christian Simon, Basel

Tavenrath, Simone: **So wundervoll sonnengebräunt. Kleine Kulturgeschichte des Sonnenbadens.** Marburg, Jonas Verlag, 2000.128 S. Ill. DM 34.–. ISBN 3-89445-258-7.

Simone Tavenrath präsentiert hier eine überarbeitete und gekürzte Fassung ihrer Magisterarbeit *Sonnenbaden. Zum Imagewandel einer kulturellen Praxis* (Marburg 1997). Die gebräunte Haut im Spannungsfeld zwischen ästhetischem Anspruch und Melanomrisiko ist heute ein hochaktuelles Thema. Tavenraths Ausgangspunkt ist das gesellschaftliche Verständnis, das die Haut als ein schützenswertes Organ betrachtete. Zuviel Exposition allgemein, vor allem aber an Sonnenlicht, schadete ihr einerseits, und anderseits kam deren Blässe der Stellenwert eines Klassenmerkmals zu: gebräunte Haut als Stigma derer, die ihr Brot mit körperlicher Arbeit im Freien verdienen mussten. Hautbräunung, vor allem in Form von Sommersprossen, stellte einen Schönheitsmakel dar. Als nach Mitte des 19. Jahrhunderts der volksgesundheitliche Stellenwert der Licht- und Luftexposition zunahm, geriet die Hautbräune in ein Spannungsfeld. Tavenrath beschreibt quer durch ihr Buch hindurch bildhaft die weitere Entwicklung dieser Spannung, die durch das 20. Jahrhundert hindurch ab- und wieder zunahm. Die gebräunte Haut wurde zunächst für mehrere Generationen ein unhinterfragtes Schönheitsideal, das gegen die 90er Jahre der Sorge über das Melanomrisiko wich. Die gebräunte Haut als Symbol der körperlichen Arbeit im Freien machte der gebräunten Haut als Zeichen dafür Platz, dass man sowohl Geld für eine Reise in ein sonniges Land als auch Zeit zum faulen Nichtstun am Strand hatte. Eingebettet in diese Entwicklung bekam die Hautbräunung vorübergehend aber auch Bedeutung in der Körperkulturbewegung eines Hans Surén, die ohne scharfe Abgrenzung von der nationalsozialistisch-völkischen Propaganda übernommen wurde. Tavenrath kann für die Zeit nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches zwar keine konkrete Revision oder öffentlich spürbare Abkehr von der nationalsozialistischen Körperinszenierung mit ihrer ideologischen Überhöhung der Sonnenbräune erkennen. Trotzdem ist für sie die grosse symbolische Rolle der Körperbräune in der Nachkriegszeit klar keine schlichte Fortsetzung der nationalsozialistischen Körpersymbolik. Einen grösseren und wichtigen Exkurs unternimmt Tavenrath in das Gebiet der künstlichen Bräunung, zu der die Entwicklung der UV-Quarzlampe, der Vorläufer der modernen Solarien, ebenso gehört wie die kosmetischen Bräunungsmittel. Tavenraths Buch beschreibt deutlich, wie die Sonnenlichtexposition durch eineinhalb Jahrhunderte hindurch auch immer die soziokulturellen Begebenheiten widerspiegelt und Entwicklungen mitmacht. So wie einerseits die Umwelt für den Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts etwas potentiell Bedrohliches wird und anderseits ein Drang nach mehr Natur immer stärker wird, wird das Sonnenlicht gleichzeitig als etwas Nützliches, ja Heilendes, anderseits aber auch als etwas Gefährliches empfunden. Am Ende des Buches kehrt der modische Teint unter den Gefahren des Ozonlochs wieder zur natürlichen Blässe zurück.

Das Werk ist ausgiebig und liebevoll (schwarzweiss) bebildert und einfach zu lesen. Der Schreibstil vermag sich im ganzen nicht völlig von der Magisterarbeit zu lösen und ist eine stellenweise instabile Mischung zwischen wissenschaftlich und populär. Als wissenschaftlich kann er nicht gelten von der Form her, zudem fehlen präzise Quellenangaben. Für ein rein populäres Buch ist es hingegen zu trocken und zu wenig «süffig» geschrieben. Die frauenrechtlicherischen Anlehnungen an einigen Stellen wirken verloren. Trotzdem gibt das Büchlein einen schnellen Überblick zum Thema. Es eignet sich vorzüglich als Ferienlektüre, zum Beispiel für am Strand.

Hugo Kupferschmidt, Winterthur

Trommsdorff. – Götz, Wolfgang; Friedrich, Christoph; Bettin, Hartmut (Bearb. u. Kommentar): **Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837).** Lieferung 4: Gehlen-Hermbstaedt. Halle (Saale), Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, 1999. 223 S. Ill. (Acta Historica Leopoldina, Nr. 18, Lief. 4, 1999). ISBN 3-335-00605-4; ISSN 0001-5857.

Johann Bartholomäus Trommsdorff ist nicht nur der Vater der modernen Pharmazie, wie er häufig bezeichnet wird, sondern auch der Mittelpunkt eines Netzes von über 250 Korrespondenten mit insgesamt mehr als 1500 überlieferten Briefen. Die vorliegende vierte Lieferung der durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützten Gesamtedition umfasst 115 Briefe von 40 verschiedenen Briefpartnern, unter denen sich übrigens auch Johann Wolfgang von Goethe befindet. Die Briefe wurden zwischen 1792 und 1835 geschrieben und haben ihren Absendeort grösstenteils in Deutschland, einzelne aber auch in Wien, Salzburg, Breslau, St. Petersburg oder Riga. Sie stammen von Dozenten und Professoren (für Botanik, Chemie, Medizin, Pharmazie, Philosophie, Physik), von Apothekern und Fabrikanten, von Buchhändlern, Verlegern und Zeitschriftenredaktoren, von Magistraten, Hofbeamten und Hofräten. Entsprechend gross ist die Fülle der besprochenen Themen. Im Zentrum stehen die Forschungen Trommsdorffs und seiner Briefpartner, so u.a. die Entdeckung des Elements Brom, der Nachweis von Palladium, die leuchtenden Eigenschaften von Phosphor, Gefahren bei den Experimenten mit Knallgold und Knallsilber, Versuche mit Galvanismus und die chemische Zusammensetzung bestimmter Pflanzen. Häufig diskutiert werden auch die technischen Anwendungen von Wissenschaft, namentlich die Waidindigoproduktion, analytische Studien zur Qualitätskontrolle bei Salinen und Mineralquellen, Apparaturen zum Abfüllen von Mineralwasser sowie Kühlapparate für Brennereien und Brauereien. Der dritte Hauptbereich ist die Bewältigung des Alltags in der Scientific community. Beim Herausgeber der wissenschaftlichen Zeitschrift plaziert man einen eigenen Artikel oder bittet um eine Rezension seines eigenen Werks, mit dem Verleger werden Nachdrucke und Übersetzungen besprochen, beim Fachkollegen gibt man Urteile ab über die anderen Fachkollegen und sucht bei Meinungsverschiedenheiten nach Verbündeten. Nur selten manifestiert sich auch eine persönliche Ebene, am ehesten noch bei Familienangelegenheiten wie Geburt und Ausbildung der Kinder. Dieser thematischen Vielfalt der Briefe entspricht die abwechslungsreiche Illustrierung des vorliegenden Bandes, die neben den Porträts der Korrespondenten auch wissenschaftliche und technische Abbildungen aus den Werken der Briefpartner, Briefkonzepte, Urkunden und weitere Bildmaterialien aus der Zeit beinhaltet. Ebenfalls gut ausgestattet ist der Apparat mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen, Kurzbiographien aller Korrespondenten, Bibliographie, zeitgenössischen Gewichts-, Mass- und Währungsangaben, einem kombinierten Sach- und Ortsregister sowie einem Personenregister. In letzterem relativ häufig erwähnt ist Christian Friedrich Samuel Hahnemann, der selber aber nicht mit Trommsdorff korrespondiert hat. Die Register werden bei jeder neuen Lieferung kumulativ erweitert, so dass jeweils aktuelle Gesamtregister vorliegen. Abschliessend kann man nur wünschen, dass auch die weiteren Lieferungen dieser verdienstvollen Edition realisiert werden können.

Martin Stuber, Bern

Wöhrle, Georg (Hrsg.): **Biologie.** Mit Beiträgen von J. Althoff, S. Amigues, Ph. J. van der Eijk, S. Föllinger, H. Görgemanns, B. Herzhoff, Chr. Hünemörder, W. Kullmann, A. Önnerfors, A. Touwaide und G. Wöhrle. Stuttgart, Steiner, 1999. 284 S. Ill. (Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike, 1). DM/SFr. 88.–. ISBN 3-515-07389-2.

Die neue, von Georg Wöhrle (Trier) herausgegebene Schriftenreihe zur *Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike* behandelt im ersten Band die Geschichte der Biologie, ein zweiter zur Geschichte der Geographie ist bereits angekündigt.

Die Textsammlung beginnt mit einem Aufsatz von Bernhard Herzhoff (Trier) über die zentrale Bedeutung des biologischen Denkens der vorsokratischen Philosophen und einer Untersuchung zur aristotelischen Rezeption des *Corpus Hippocraticum* von Philip van der Eijk (Leiden). Herwig Görgemanns (Heidelberg) betont in seinem Beitrag zur Biologie bei Platon zwar, dass dieses Thema manchem Platon-Interpreten geradezu anstössig erscheinen mag, verweist aber dennoch auf eine Kontinuität zwischen den klassifikatorischen Bemühungen Platons und der aristotelischen Gesamterfassung der Natur, auch wenn sich Platon nachweislich enttäuscht von der Naturphilosophie abgewandt hatte, deren vielgescholtener Reduktionismus, so Wolfgang Kullmann (Berlin), durch Aristoteles überwunden wurde und dessen Wissenschaftslehre erklärt, «wie aus allgemeinen Satzprinzipien, die unmittelbar und evident sind, andere Sätze auf syllogistischem Weg bewiesen werden können, ohne auf den platonischen Ideenbegriff zu rekurrieren». Während Christian Hünemörder (Hamburg) Aristoteles noch einmal als den Begründer der Zoologie behandelt und seine Verdienste als Wegbereiter einer realistischen Naturbetrachtung hervorhebt, befasst sich Suzanne Amigues (Montpellier) mit den Leistungen des Theophrastos von Eresos zur Entwicklung der wissenschaftlichen Botanik. Im Zeitalter des Hellenismus kam es, wie Jochen Althoff (Mainz) ausführt, nur noch zu einer Reihe einzelner Forschungsbeiträge, die aber den systematischen Rang und die Geschlossenheit der peripatetischen Schule nicht mehr erreichten. Die gleichzeitig entstandenen zoologischen Sammelwerke, deren Inhalt und popularisierende Diktion nur noch aus Fragmenten rekonstruiert werden können, bezeichnet Wolfgang Kullmann als eine ebenso vielschichtige wie wichtige Brücke der Vermittlung des naturkundlichen Wissens an nachfolgende Generationen von Plinius bis in die Spätantike. Plinius selbst, dessen Quellenarbeit oft zu Unrecht unterschätzt wird – im ersten Buch seiner Naturgeschichte benennt er 470 Autoren –, kann und darf nach Ansicht von Alf Önnerfors (Köln) hinsichtlich der systematischen und methodischen Durchdringung des Stoffes nicht an Aristoteles gemessen werden. Alain Touwaide (Louvain) und Sabine Föllinger (Mainz) beschliessen den Band mit reichen Berichten über die angewandte Botanik in Kultur und Wissenschaft sowie über den Stand der spätantiken Pharmakologie.

Armin Geus, Marburg an der Lahn (D)